

**Deutscher
Reporterpreis
2017**

**Die 9 nominierten Texte
in der Kategorie
„Bester Essay“**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

1) Lena Niethammer: Kontinent Utopia (0206)	03
2) Mark Schieritz: Warum ist das ärmste Land der Welt so arm? (0276)	45
3) Alexander Osang: Wut und Glück (0679)	53
4) Alard von Kittlitz: Der Trumpf in uns (0853)	66
5) Sören Kittel: Wenn Sören Kittel Sören Kittel trifft (1038)	73
6) Lara Fritzsche: Kulturschock (1178)	85
7) Friedemann Karig: Wie ich einmal eine Wohnung suchte (1423)	96
8) Sascha Lehnartz: Der alte deutsche Traum ist ausgeträumt (1531)	105
9) Philipp Oehmke: Das PC-Monster (1588)	114

Kontinent Utopia

Wovor müssen wir uns fürchten? Worauf dürfen wir hoffen? Die Reporterin Lena Niethammer, 27, ist in die Zukunft gereist: zur Jugend, die Europa gestalten wird

Von Lena Niethammer, Greenpeace Magazin, Ausgabe 5.17, 11.08.2017

Es war an einem Frühlingstag, da saß ich vor dem Fernseher und schaltete von hier nach dort. Und während ich so guckte, fiel mir plötzlich ein Begriff auf. Erst benutzte ihn ein Nachrichtensprecher, dann Angela Merkel, später jemand, von dem ich nicht mehr weiß, wer er war. Sie sagten: Unsere Art zu leben.

Ich blieb daran hängen. Der Begriff war nicht neu für mich, ich erinnerte mich an den Terror von Paris, es sei ein Anschlag auf unsere Art zu leben, hie. es damals. Doch nun wurde er in allen möglichen Kontexten benutzt, war längst tief eingedrungen in das politische Vokabular.

Flüchtlinge werden unsere Art zu leben verändern.

Der Klimawandel bedroht unsere Art zu leben.

Wir müssen unsere Art zu leben verteidigen.

In Momenten der Krise, der Konfrontation holen sie jetzt diesen Begriff Unsere Art zu leben hervor. Es ist das Implizierte, was mich daran befremdete. Was macht denn unsere Art zu leben in Europa aus? Es ist ein Lebensstil auf einem gewissen Niveau gemeint, na klar, auch Demokratie, Rechtsstaatlichkeit, die Freiheit, selbst zu entscheiden, was wir gern machen, aber eben genauso Konsum, das Haus, das Auto, das Konzert, auf das wir gehen.

Es gab schon immer Begriffe, die Politiker wählen, um uns zu erklären, was an unserer Gesellschaft zu verteidigen sei. In der Nachkriegszeit war das unsere Identität

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

in der Zeit des Kalten Krieges war es der Westen, nach der Wende europäische Werte. Alles unkonkrete Begriffe, die Raum lassen für etwas Größeres, eine Sehnsucht, ein Ideal, nach dem es zu streben gilt. Unsere Art zu leben ist da insofern konkreter, als es ein Begriff ist, der nur die Gegenwart verkörpert. Unsere Art zu leben ist ein Status quo.

Macht Europa etwa nicht mehr der Wunsch nach Veränderung aus? Gibt es in der Zukunft keinen Raum für Träume? Für Erneuerung? Für Utopie? Das kann nicht sein. Das darf nicht sein. Das wird nicht sein. Oder?

Ich entschied, mich auf eine Reise durch Europa zu begeben und genau danach zu suchen: nach den Hoffnungen, den Utopien, den Wünschen für die Zukunft. Und zwar bei denen, die sie einmal gestalten werden, denen, die mir am nächsten sind, denen, die von der Politik noch kaum beachtet werden. Bei der Jugend.

Alle Länder, die ich mir herausuchte, sind Länder der Krise, der Konfrontation. Da sind die Geflüchteten, die über das Meer nach Italien kommen, da ist die Arbeitslosigkeit in Griechenland, die Angst vor Le Pen in Frankreich, da sind die Folgen des Brexits in Schottland, das Unabhängigkeitsreferendum in Katalonien, da ist der Nationalismus in Polen und der Protest gegen Korruption in Rumänien. Dabei kann es gar nicht um Vollständigkeit gehen, sondern nur um Eindrücke von dem, was uns bewegt. Es soll nicht um Zahlen gehen, sondern um Menschen.

Am 24. April 2017 um 13.10 Uhr sitze ich mit meinem Rucksack, meinem Ausweis und einem Block in der Hand an einem Gate des Flughafens Berlin-Schönefeld und warte auf das Boarding. Die ältere Dame neben mir fragt, wohin es denn gehe.

Ich sage: Nach Europa.

Italien, im April 2017

Diese Reise beginnt mit einem alten Mann und dem Meer. Das Meer ist das vor Lampedusa. Der alte Mann Emanuele. Er hat mich am Flughafen von Lampedusa aufgegriffen, weil es keine Taxis gibt auf dieser Insel und auch keinen Bus. Ein alter Mann, der hier schon immer gelebt hat, der allein geblieben ist, ohne Frau und ohne

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Kind. Der sich meiner angenommen hat, wie er sich sonst der Touristen annimmt, aber die Italiener kommen erst im August und die anderen gar nicht mehr.

Im Auto habe ich ihm erzählt, was ich vorhabe: Dreißig Tage, sieben Länder, auf der Suche nach der Jugend Europas, die auch meine Generation ist. Von der ich trotzdem nicht weiß, was sie fühlt.

Emanuele hat gesagt: Wenn du durch ganz Europa reist, dann müssen wir dorthin gehen, wo Europa beginnt.

Und jetzt stehen wir hier auf den Klippen, an einem der südlichsten Punkte dieses Kontinentes, dem Anfang oder Ende, wie man es nimmt. Ein Sturm zieht auf, Europa sitzt uns im Nacken, und wir schauen Richtung Afrika.

Und was willst du von ihnen wissen, von den Jungen, wenn du sie triffst?, fragt Emanuele.

Die Menschen sagen viel über uns junge Menschen. Mal sind wir der Fortschritt, mal die, die nicht wissen, was das echte Leben ist, gefangen in einer Blase. Wir seien die Hoffnung, sagen die einen, weil wir gegen den Brexit gestimmt hätten. Wir seien schuld am Brexit, sagen die anderen, weil nicht alle von uns zur Urne gegangen seien.

Und immerzu sagen sie, wir seien die Zukunft. Aber sie geben unseren Generationen die letzten drei Buchstaben des Alphabets, X, Y, Z, als wären wir das Ende von allem. Glauben sie nicht an uns? Glauben wir denn an uns? Ich weiß nicht, was ich von ihnen wissen will, sage ich zu Emanuele. Vielleicht nur, ob sie Hoffnung haben.

Wir bleiben eine Weile auf dem Felsen stehen. Schauen auf die Wellen. Das Meer riecht, wie ein Meer riechen muss. Es gluckst, spritzt, tobt, wie ein Meer glucksen, spritzen und toben muss. Und doch ist es ein anderes Meer.

Emanuele holt sein Mobiltelefon heraus. Er hat eine Stelle entdeckt, links am Felsen, da bildet sich ein Strudel. Das Wasser ist so klar und türkis, dass der Boden zu sehen ist. Er macht ein Foto. Man muss das Meer schätzen, wenn es sich so schön zeigt, sagt er. Zu oft ist es hier zum Ungeheuer geworden.

Er deutet mit der Hand nach links, dorthin, wo letztens der Leichnam trieb.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wer mit dem Flugzeug nach Lampedusa kommt, sieht als Erstes die mächtigen Klippen, zehn, zwanzig Meter hoch. Eine Festung, an der alles abprallen muss.

Man schaut auf das Wasser. Da, ein Boot. Ist es eines von ihnen?

Dann kommt man an, und es ist so still. Nur ein Fischerstädtchen, ein kleiner Hafen, eine schmale Einkaufsstraße, kaum Menschen. Wäre da zwischen den Fischerbooten nicht der Kahn mit den arabischen Schriftzeichen auf dem Rumpf, der Kahn, mit dem 500 Menschen aufgebrochen waren, aber kaum einer ankam, nichts würde das Massensterben offenbaren.

Über das Wochenende kamen 1500 an. Sie bleiben nur ein paar Tage hier, dann werden sie wieder verladen, auf das nächste Schiff. Diesmal nach Sizilien.

Der Hotspot, wie man das Aufnahmelager hier nennt, versteckt sich in einer Mulde zwischen den Hügeln neben der Stadt. Ein Ort, der nicht gesehen werden soll, nicht von Touristen, nicht von Bewohnern, schon gar nicht von Journalisten, die seit Jahren nicht hineindürfen.

Doch wer sich auf den Hügel stellt, zwischen den blühenden Lavendel, sieht das L-förmige Gebäude. Er sieht, dass es in einem Zimmer gebrannt haben muss, überall noch der Ruß. Er sieht viele junge Männer und ein paar Frauen, darunter schwangere, vor dem Gebäude auf dem Boden sitzen. Er sieht das kleine Loch im Zaun auf der Mauer, durch das sie schlüpfen, um heimlich diesen Ort zu verlassen.

In kleinen Gruppen laufen sie Richtung Hafen. Sie reden nicht viel. Bleiben immer wieder stehen. Schauen aufs Wasser. Alle tragen die gleiche schwarze Daunenjacke. Was ist das Meer für sie?

Ein Mann geht auf eine Gruppe von Afrikanern zu, die sich auf eine Bank gesetzt haben. Er greift in seine Jacke und holt ein Mobiltelefon hervor. Ein Junge, vielleicht 16 Jahre alt, nimmt es. Er wählt, hält das Telefon ans Ohr, lange passiert nichts, dann sagt er auf Französisch: Mama, Mama, ich lebe! Ich bin in Italien!

Du merkst lange nicht, dass dir der Tod droht, sagt Sini, 17 Jahre alt, ein Junge aus Gambia. Du schaust auf die Wellen, du weißt, der Motor ist aus, und es gibt kein Benzin mehr, aber du denkst nicht darüber nach, was das bedeutet: dass du sterben könntest.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Du denkst, irgendein Schiff wird bald vorbeikommen. Du tröstest die schwangeren Frauen, die schreien, sagst ihnen, dass alles gut wird für sie und ihre Babys, sie sollen sich nicht sorgen. Und noch glaubst auch du dir.

Doch die Zeit vergeht, und plötzlich weißt du es. Die Panik trifft dich so hart, mit einem Mal, dass sich alles dreht. Du kotzt ins Meer. Du weinst. Du tröstest nicht mehr. Du betest. Dann machst du dich bereit.

Als Mariam, meine Schwester, und ich in Libyen von den Männern eingesperrt wurden, habe ich viel an Mama und Papa gedacht, sagt Kadija, 19, aus Gambia. Wir hatten ihnen nicht erzählt, dass wir gehen werden. Sie sollten uns nicht abhalten. Wir wollten ja auch für sie gehen, ihnen aus Europa Geld schicken. Die Männer in Libyen haben uns Burkas angezogen. Sie haben uns geschlagen. Sie haben viel mit uns gemacht.

Sie riefen unsere Eltern an und forderten Geld, damit sie uns wieder freilassen. 30.000 libysche Dinar. So viel haben meine Eltern nicht. Wir saßen acht Monate in dieser Zelle, und ich erinnere mich genau an jenen Morgen. Wir hatten seit Tagen kein Essen bekommen. Mariam sah nicht gut aus. Ihr Kopf lag in meinem Schoß. Ich dachte, sie würde schlafen.

Du wünschst diese Reise nicht deinem größten Feind, sagt Sini, elf Monate unterwegs, acht davon in der Hölle: Libyen. Die Agents erzählen dir, dass das Leben in Deutschland besser ist. Du wirst dort viel Geld verdienen, sagen sie. Die warten nur auf dich. Aber die Agents wollen nur, dass du bis Libyen kommst, um dir dann alles zu nehmen. Wenn dich die Guardia di Costa dann aus dem Meer zieht, woher sollst du da noch Kraft nehmen, um dich zu freuen, am Leben zu sein?

Meine Eltern haben jetzt kein Haus mehr, sagt Kadija. Und ich keine Schwester. Wenn ich alleine bin, vermisse ich sie. Ich weine. Ich sehe dann diese Szene vor mir. Wie ich schreie, jemand müsse Mariam helfen, und dann kommt dieser Mann. Er zuckt mit den Schultern und sagt: Die ist verstummt. Ich merke, dass ich verrückt werde, wenn ich daran denke. Die anderen haben gesagt, ich soll versuchen, mich abzulenken. Ich will nicht verrückt werden.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sini sitzt auf dem Bordstein. Er hat die Arme um den Bauch geschlungen. Liebevoll schaut er auf Kadija. Sie sitzt vor ihm auf dem Boden, den geschorenen Kopf an seine Knie gelehnt. Sie weicht keinem Blick aus, das Kinn trotzig nach vorn geschoben. Ein Gesicht, das vor Würde strotzt.

Kadija, Sini und 139 andere kamen zusammen auf einem Gummiboot. Sie sagen, sie wollen zusammenbleiben.

Am nächsten Morgen um 8.30 Uhr fährt eine große Fähre im Hafen von Lampedusa ein. Wenige Minuten später steigen sechzig männliche Geflüchtete aus einem Bus. Sie müssen sich vor der Fähre aufreihen. Jeder hat eine blaue Ikea-Tasche und ein kleine weiße Plastiktüte in der Hand. Fünf Polizisten mit geschulterten Maschinengewehren bewachen sie.

Sini ist der Vierzehnte von links.

Als sie auf die Fähre eskortiert werden, stolpert ein Junge über seine Schnürsenkel. Er lässt die kleine weiße Plastiktüte fallen. Als er sich bückt, um sie aufzuheben, zuckt eines der Gewehre.

STOP! LEAVE IT! GO! GO!

Die Plastiktüte bleibt zurück. Darin zwei Fladenbrote und ein Trinkpäckchen.

Es gab da diesen Abend vor sieben oder acht Jahren. Ich war gerade fürs Studium nach Düsseldorf gezogen und saß mit einem Freund auf meiner Couch. Wir tranken zu viel Tavernello, und irgendwann, als es langsam wieder hell wurde, der Rausch am Höhepunkt, überlegten wir, was wir machen würden, wären wir Bundeskanzler und Bundeskanzlerin.

Wir holten ein Blatt Papier und schrieben auf, was uns noch fehlte für die Welt unserer Träume. Ehe für alle. Keine Massentierhaltung. Weniger Macht den Banken.

Wir füllten zwei Seiten, dann fiel uns nichts mehr ein.

Und jetzt?, fragte ich meinen Freund.

Er überlegte: Na ja, die Rettung der Menschheit hätten wir damit geschafft. Danach können wir uns dann in aller Ruhe darum kümmern, dass der Planet nicht kaputtgeht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sicher, es war eine naive Spielerei. Aber in uns steckte diese Illusion, dass über kurz oder lang alles immer offener, friedlicher, demokratischer werden würde. Und unser Modell das richtige wäre. Die Menschen würden es schon bald einsehen.

Und jetzt?

Ein Grabstein auf dem Friedhof von Lampedusa, darauf steht: Es scheint, als habe er Yassin geheißt. Es scheint, als sei Yassin aus Eritrea gekommen, als sei er grundlos verhaftet und in eines der vielen libyschen Lager gesperrt worden. Es scheint, als habe er einen Sohn und eine Frau in einem Flüchtlingsheim in der Schweiz gehabt und als habe er zu ihnen gewollt.

Einzig sicher ist, dass er am 7. September 2015 als Leiche nach Lampedusa kam.

Die Illusion hat Folgen. Wir haben uns zu lange auf sie verlassen, haben Fatales als kleine Ausrutscher der Geschichte gesehen. Und als wir irgendwann aufgewacht sind, war alles so anders, dass wir zu kaum etwas fähig waren außer zu Entsetzen und Empörung. Wie konnte es so weit kommen? Das ist eine Frage, die ich jeden meiner Freunde habe stellen hören im letzten Jahr. Die auch ich gestellt habe, unzählige Male.

Es ist die falsche Frage.

Evelyn Roll schrieb: Der Glaube an den vollautomatischen Fortschritt der Geschichte ist ein Aberglaube. Das Einzige, was fortschreitet, ist Zeit. (...) Vielleicht funktioniert Geschichte ja wie Wetter, das immer nur so tut, als wäre es berechenbar, oder, was sehr viel hoffnungsvoller wäre, so wie Camus die Sisyphos-Erzählung interpretiert hat. Dann wäre Geschichte kein gesetzmäßiges Annähern an einen Idealzustand, sondern eine immerwährende Aufgabe.

Die richtige Frage lautet: Was können wir tun?

Am 15. Dezember 2015 saßen in Rom Vertreter von Mediterranean Hope, einer Organisation der evangelischen Kirche in Italien, Vertreter der katholischen Laiengemeinschaft Sant'Egidio, der Waldenser sowie vom italienischen Innen- und Außenministerium an einem Tisch und unterschrieben das Protokoll zu Humanitären Korridoren. Darin wurde festgelegt, dass die Kirchen tausend Geflüchtete aus Lagern im Libanon einfliegen dürfen, nachdem die Behörden diese vor Ort überprüft und

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ihnen humanitäre Visa ausgestellt haben. Sind die Geflüchteten einmal in Italien, tragen die Kirchen die Kosten für ein Jahr. Am 14. Februar 2016 kam die erste syrische Familie am Flughafen Rom-Fiumicino an. Seitdem haben über 800 Geflüchtete Italien mit dem Flugzeug erreicht. Frankreichs Kirchen haben angekündigt, ebenfalls 500 aus dem Libanon einzufliegen. Italien wird 500 weitere aus Eritrea holen.

Alice, 29, schüttelt den Kopf. Sie sitzt in einem Sessel im Büro von Mediterranean Hope auf Lampedusa, es ist kurz nach zehn Uhr morgens, noch drei Stunden, bis sie die Türen für die Flüchtlingsberatung öffnen. Ihr Kollege Alberto, ebenfalls 29, sitzt ihr gegenüber, er hält einen Artikel über Angela Merkel in der Hand. Sie habe sich in Berlin mit einem Vertreter der Humanitären Korridore getroffen, steht da, und den symbolischen Wert des Projektes gelobt.

Alice: Hmm...

Alberto: Das ist doch gut.

Alice: Ach. Es kommen auch ständig Politiker hierher und lassen sich fotografieren, prangern ein bisschen das Leid an und versprechen sonst was. Aber was ist denn hier von all dem Versprochenen angekommen? Nichts.

Alberto: Aber schau! Ich finde, es gibt auch ziemlich viel Gutes über Europa zu erzählen. Auch wenn es, politisch gesehen, gerade ein Europa der Mauern ist. Aber all die jungen Leute zeigen sich doch solidarisch. Die helfen überall.

Alice: Ja, aber trotzdem verlieren wir Zeit. Wenn Solidarität erst greift, wenn unsere Generation an der Macht ist, müssen wir von vorne anfangen. Die Entscheidungen, die heute getroffen werden, sind die, die unsere Zukunft bestimmen.

Alberto: Ich weiß. Ich sage auch nicht, dass das in Europa gerade gut läuft. Aber es muss einem auch Hoffnung machen, dass so viele Junge sich engagieren. Ich glaube, die Jungen können eine andere Realität neben der politischen erschaffen. Eine, die dann zum Vorbild wird.

Die andere Realität, von der Alberto spricht, sie existiert bereits. Man findet sie an manchen Orten, in manchen Momenten. Jetzt gerade, an diesem frühen Abend, ereignet sie sich in Palermo, in einem kleinen Bistro, dem Moltis Volti. Es ist das erste

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Treffen von AMREF, einer Organisation, die sich für die Integration von Geflüchteten in der Stadt engagiert.

Alessio und Marco, beide 27, die gleich nebenan ein Jugendzentrum leiten, bestellen sich zwei Negroni. Alessio erzählt, dass er heute Morgen, als er aufgewacht sei, so wütend auf die Lega-Nord-Hetze gewesen sei, dass er Matteo Salvini, diesem rechten Idioten, einen wütenden Kommentar bei Facebook hinterlassen habe. Das mit dem marokkanischen Studenten sei einfach zu viel gewesen. Der, der vor ein paar Tagen in der Mensa plötzlich angefangen hatte, wirres Zeug zu schreien. Irgendwas mit Satan. Und dass Juden und Muslime jetzt bitte gehen sollten. Jetzt sitzt er in Abschiebehaft. Wegen Terrorgefahr. Dabei habe doch jeder gewusst, sagt Alessio, dass er einfach psychisch krank gewesen sei. Ich fasse es nicht!, ruft er. Es ist nur passiert, weil alle auf dieses Gerede reinfallen. Wenn meine Oma eine Frau mit Kopftuch sieht, sagt sie: Oh, eine Terroristin. Und jetzt reicht es schon, verrückt zu sein, um abgeschoben zu werden, oder was?

Man liest ja immer wieder, dass ach so viele junge Italiener ins europäische Ausland gehen, sagt Marco, aber es ist falsch zu denken, dass es hier eine Kultur des Aufbruchs gebe. Mehr eine der Verzweiflung. Wenn einer mit dreißig immer noch keine Arbeit gefunden und schon jahrelang nichts zu tun gehabt hat, dann geht er irgendwann ins europäische Ausland. Europa ist nur die allerletzte Hoffnung. Aber keiner sieht es als Chance, um sich selbst weiterzuentwickeln und dann hier etwas zu ändern. Mit Ende zwanzig oder dreißig bringt es dir doch nichts mehr, da bist du schon eine persona formata, eine geformte Persönlichkeit. Die müssen vorher gehen, damit es sie frei im Kopf macht und sie etwas verändern können.

Wie sollen die Menschen denn sehen, sagt Alessio, dass die Geflüchteten auch eine Chance für uns sind, wenn sie sie nur als das Fremde wahrnehmen können. Die Menschen müssen offener werden. Aber es ist das eine, immer gesagt zu bekommen, dass alle Menschen einfach nur Menschen seien, und etwas anderes, wenn man irgendwohin geht und es selbst erlebt. Es bringt nichts, den Menschen zu predigen, sie dürften keine Vorurteile haben, denn Vorurteile hat nun mal jeder. Es braucht diesen Moment, wenn du seit ein paar Wochen in einem anderen Land bist und auf einmal

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

merkst, wie sich deine Stereotype auflösen. Wenn du denkst, krass, die haben dieselben Gedanken und Sorgen wie ich.

Kann das sein, dass die Jugend sich als Vorbild für die Politik begreift? Darf das sein?

Ich denke an Francesco. Früher saß er neben Alice und Alberto in diesem Büro auf Lampedusa. Jetzt ist er im Libanon, um auszuwählen, wem er das Meer erspart. Alberto sagt, letztens habe Francesco einfach ein ganzes Flüchtlingscamp auf die Liste gesetzt, wie soll man schon entscheiden?

Ich denke an Jugend Rettet. Zwei Tage bevor ich nach Lampedusa kam, waren sie fast gekentert mit ihrem Schiff. Es waren zu viele, die zu retten waren. Nicht alle haben es geschafft. Julian Pahlke, der auf dem Schiff war, sagte später in einem Interview: Eigentlich ist unsere Haltung: Die Menschen sind quasi schon tot, wenn sie auf diese Boote steigen und aufs Mittelmeer fahren. Alles, was wir tun können, ist, sie dem Leben wieder ein bisschen näherzubringen.

Ich denke an einen Bekannten von mir, der auch mal auf so einem Schiff war, der nicht möchte, dass ich seinen Namen nenne. Er sagte: Um es auszuhalten, hatten wir die Regel, dass man immer der Reihe nach rettet. Wer am nächsten am Schiff ist, wird als Erster aus dem Wasser geholt. Doch es kommt immer ein Moment, da sind auf einmal zwei Menschen gleich nah, du hast aber nur Platz für einen. Und auf einmal bist du Gott. Niemand sollte Gott sein.

Wer soll diese Verantwortung aushalten?

Griechenland, im April 2017

In einem Café am Rathausplatz von Athen sitzen zwei deutsche Studentinnen. Sie sind Mitte zwanzig, tragen Sonnenbrille, ihre Haut ist gebräunt. Das Leben hier ist toll, sagt die eine. Mir fällt hier alles leichter. Die Menschen wirken glücklicher als in Deutschland.

Sie sieht nicht die Frau, die, als der Kellner kurz den Blick abwendet, den Zucker von den Tischen stiehlt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sie sieht nicht den Jungen, der sich eine Chipstüte aus dem Müll gefischt hat.

Und auch nicht den jungen Mann im gelben Hemd, der so stattlich aussieht und sich am Springbrunnen die Zähne putzt.

Es sind nicht die Griechen, die ich in Griechenland finden möchte. Es sind die Bewohner eines anderen Staates. Ein Staat, den viele nicht sehen können. Ein Staat, der keinen Namen hat. Er ist eine Dystopie.

Jean-Claude Juncker benannte ihn 2014 zum ersten Mal. Es war der Tag, an dem er sich als EU-Kommissionspräsident bewarb. Er sprach im Europäischen Parlament, und irgendwann übermannte ihn das Pathos. Die EU habe gar nicht 28 Mitgliedsstaaten, sagte er. Es seien 29. Der 29. Staat sei der, in dem die Arbeitslosen wohnen.

Jeder dritte Jugendliche in Italien ist arbeitslos.

Jeder dritte in Spanien.

Jeder zweite in Griechenland.

Sie nennen sie die verlorene Generation.

An jeder Ecke in Athen hat diese Generation Symbole der Verzweiflung hinterlassen. Sei es die Attikabank, deren Fenster zugemauert sind, davor ein Obdachloser, keine dreißig Jahre alt. Sei es das Graffito auf den Rollläden eines geschlossenen Ladengeschäfts, das zeigt, wie fünf Gestalten, eine nach der anderen, im Maul eines Anzugträgers verschwinden. Sei es die Laterne, deren Lampe schwarz angemalt ist. Auf dem Mast unten ein kleiner Aufkleber: In Athen gibt es kein Licht.

Es ist doch so, sagt Stergios, 27: Die Leute denken, wir seien faul, dabei wollen wir arbeiten. Ich will nichts lieber als arbeiten. Ich bin knapp ein Jahr arbeitslos, und es ist nichts Schönes daran. Du denkst permanent, du bist nicht gut genug. Du wirst unsicher. Und fragst dich: Was habe ich nur falsch gemacht? Nur finde ich keine Antwort auf diese Frage. Ich habe einen guten Abschluss in Politikwissenschaften und Mittelmeerstudien gemacht und etliche Praktika absolviert. Reedereien und Tourismus sind die beiden größten Wirtschaftszweige Griechenlands. Und trotzdem gibt es keine Stelle für mich. Also sagt mir: Was habe ich falsch gemacht?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es gab diese Zeit, da wollte keiner bleiben, sagt der 29-jährige Paris. Unsere Generation trug keine Schuld, warum sollten wir leiden? Jetzt gibt es diesen Trend, dass die Jungen zurückkommen. Man darf Heimweh nicht unterschätzen. Der Staat ist fragil, aber er ist nicht, was dieses Land ausmacht. Das ist das Klima, die Menschen, das Essen und all die kleinen Dinge.

Aber wenn du hier überhaupt Arbeit findest, verdienst du höchstens ein paar hundert Euro. Ich hatte vier Jobs in zwei Jahren und musste trotzdem bei meiner Mutter wohnen. Familie ist die letzte Sicherheit. Sonst kannst du dich auf nichts verlassen. Auf keine Institution, auf den Staat erst recht nicht. Aber zu Hause wohnen zu müssen, das vermittelt dir auch eine falsche Idee vom Leben. Wie soll sich denn so dein Charakter formen?

Ich bin in einen Tunnel aus Frust und Wut geraten und konnte nur noch das Schlechte sehen. Irgendwann war ich besessen von jeder Kleinigkeit, die schiefging. Und wenn es der Bus war, der zu spät kam. Ein Therapeut musste mir helfen.

Bevor ich zu dieser Europareise aufbrach, hatte ich ein kleines Ritual. Ich habe fünf Jahre meiner Kindheit in Florenz verbracht, und manchmal, wenn mich in Deutschland die Melancholie einholte, sah ich mir auf Facebook die Fotos meiner Freunde von damals an und träumte von dem Leben, das ich hätte haben können. Es ist noch derselbe Freundeskreis, sie wandern in den Bergen und fahren auf Vespas, machen Lagerfeuer, tanzen, trinken, lachen. Ich dachte oft, sie sehen so viel glücklicher aus. Doch dann kam der Tag, da postete jeder von ihnen Micheles Abschiedsbrief, eines Dreißigjährigen aus Norditalien, den die Zeitung veröffentlicht hatte. Ein gekürzter Auszug:

Ich habe dreißig Jahre lang schlecht gelebt, einige werden sagen, dass es ein zu kurzes Leben war. Diese Leute aber können nicht die Grenzen der Geduld und des Erträglichen bestimmen, denn diese Grenzen sind subjektiv, nicht objektiv.

An diese Realität darf man keine Ansprüche stellen. Man darf keinen Arbeitsplatz verlangen, man darf sich keine Liebe erhoffen, man darf keine Anerkennung erwarten, man darf nicht nach Sicherheit verlangen, und man darf auch kein stabiles Umfeld verlangen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ich fühle mich betrogen – von einer Zeit, die sich das Recht herausnimmt, mich auszusortieren anstatt mich aufzunehmen, so wie es ihre Pflicht gewesen wäre.

In den folgenden Tagen schaute ich immer wieder auf die Profile meiner Freunde. Jetzt fiel mir auf, dass die Mehrheit keine Arbeit hatte, dass sie so viel draußen waren, weil sie bei ihren Eltern lebten. Auf einmal sah ich die Statusmeldungen, die vor Sehnsucht strotzten, und hörte die Lieder voller Melancholie.

In einer Bar, die Moriarty heißt, sitzen zwei Männer Anfang dreißig und trinken Bier. Sie heißen Michelangelo und Costis, Architekt und Archäologe, beide arbeitslos. Sie sitzen hier jeden Tag, Abend für Abend bringen sie sich gegenseitig Bücher mit, mal nur ein Zitat, ein Lied, das Foto eines Gemäldes. Etwas, über das sie nachdenken können.

Noch geht es uns ja gut, sagt Costis. Wir können abends gemeinsam hier sitzen, können der Musik zuhören, können ein Bier trinken, und dann gehen wir nach Hause und haben bei unseren Eltern ein Bett. Noch ist es nicht existenziell. Die wahre Krise beginnt für die jungen Leute in dem Moment, wo das Geld ihrer Eltern aufgebraucht ist. Was ist dann?

Michelangelo erzählt, dass sie sich noch gar nicht so lange kennen, vielleicht acht Monate, davor war er in Italien, er ist Halbtaliener, hat dort Gelegenheitsjobs gehabt. Hier an der Theke hätten sie im Grunde wegen der Liebe zueinandergefunden.

Wir sind beide ziemlich verzweifelte Romantiker, sagt Costis.

Und wir verlieben uns in denselben Typ Frau, sagt Michelangelo. Stark, klug, unabhängig, etwas verrückt vielleicht. Und jedes Mal geht es eine gewisse Zeit gut, aber immer nur bis zum Rand der Verliebtheit, dann sind die Frauen weg und ziehen weiter.

Ich kenne fast niemanden mehr, der wirklich mit jemandem zusammen ist, sagt Costis. Alles nur Affären, offene Beziehungen, was weiß ich. Costis und Michelangelo beklagen sich nicht, sie stellen fest. Erst am Ende dieses Abends im Moriarty nach so viel Wein und Bier zeigt sich die Traurigkeit. Costis sitzt auf dem Bordstein vor der

Kneipe, während Michelangelo seine Jacke sucht. Er beugt sich nach vorn, als wolle er ein Geheimnis verraten.

Darf ich dir etwas sagen?

Natürlich.

Ich bin so unfassbar unglücklich. Und ich kann mit niemandem darüber reden.

Warum nicht?

Weil es uns doch allen so geht. Was habe ich da für ein Recht, mich zu beklagen?

Die wohl bekannteste Studie über die Auswirkungen von Langzeitarbeitslosigkeit erschien 1933. In Marienthal nahe Wien arbeitete der Großteil des Dorfes in einer der größten Textilfabriken Österreichs. Doch als die Wirtschaftskrise sie 1930 zur Schließung zwang, wurde das ganze Dorf arbeitslos. Die Soziologen Marie Jahoda und Paul Felix Lazarsfeld untersuchten über Wochen, wie Arbeitslosigkeit in die Persönlichkeit der Betroffenen dringt, und unterschieden am Ende zwischen vier Typen: Die Ungebrochenen (16 Prozent) fielen durch Tatkraft auf. Sie waren die einzigen, die hoffnungsvoll in die Zukunft schauten. Die Resignierten (48 Prozent) erwarteten nicht mehr viel, waren aber in der Lage, sich um den eigenen Haushalt zu kümmern. Die Verzweifelten (11 Prozent) verfielen der Trübsal und versuchten nicht mehr, ihre Situation zu verbessern. Die Apathischen (25 Prozent) rutschten noch weiter ab und waren außerstande, die Struktur des täglichen Lebens zu erhalten. Sie bettelten, tranken, stahlen. Ihre Kinder verwahrlosten.

Die meisten durchlebten diese Stadien der Reihe nach. Die Wissenschaftler kamen zu dem Schluss, dass Langzeitarbeitslosigkeit nicht, wie zuvor oft angenommen, zur Revolte, sondern in die Depression führe.

Costis und Michelangelo gaben mir am Ende des Abends die Kopie eines Buches über den Parthenon, das Costis zurzeit ins Englische übersetzt. Darin eine Widmung:

Go on travelling

Go on meeting strangers

And do it for us

For those that stand still

Frankreich, im Mai 2017

In Deutschland sind die Europaflaggen ausverkauft. In Forbach, Ostfrankreich, will die Sonne nicht aufgehen.

In einem kleinen Café sitzen ein paar Gestalten. Schweigend hängen sie über den Kaffeetassen, manche über einer Flasche Bier. Unbeachtet flackert im Fernseher eine Politiksondersendung. Der Kellner nimmt die Fernbedienung, schaltet um auf Dirty Dancing.

Es ist der 7. Mai. Seit zwei Stunden sind die Wahllokale geöffnet.

Eine Frau, Pixieschnitt, verschmierter Lippenstift, zündet sich die zweite Zigarette des Morgens an. Sie sagt: So warten wir auch auf den Tod.

Vor dem Brexit sagte mein Freund, das wird schon nicht passieren, und es passierte. Vor Trump sagte er, das wird schon nicht passieren, und auch das passierte.

Wir stritten uns, der Optimist und die Pessimistin, wenn er das sagte, einmal laut am Bahnhof.

Es wird nicht passieren, weil es nicht passieren darf, schrie er da.

Vielleicht ist Europa für seine Freunde zweierlei.

Es ist die Sehnsucht nach einer Gemeinschaft, die dieselben Werte teilt. Die Hoffnung auf unverbrüchliche Menschenrechte, Demokratie, Solidarität, Freiheit. Ein Idealzustand, der aber nicht erreicht ist, wie jede Krise uns wieder zeigt.

Es ist aber auch ein sich immer schneller ändernder Gefühlszustand. Als ich losfuhr, lag dank Erdoan, Orbán, Johnson und wie die Gierigen auch heißen, Schwermut über Europa.

Dann kam der 15. März, an dem sich die Niederländer gegen Wilders entschieden, und plötzlich war da wieder so etwas wie Hoffnung.

Doch nur bis zu eben diesem 7. Mai. Jeder weiß, wenn Le Pen siegt, dann wird es fatal, dann gibt es vielleicht keine Chance mehr.

Und selbst den Optimisten hat die Angst gepackt. An diesem Morgen sagt er:

Es kann passieren, auch wenn es nicht passieren darf.

Forbach denkt da anders und ist dafür berühmt geworden. Vor drei Jahren hatte einer vom Front National die erste Runde der Bürgermeisterwahl gewonnen. Da kamen sie, die Journalisten aus aller Welt, mit Kamera, Block und Mikrofon. Ein paar Tage belagerten sie die Bürger und erklärten Forbach zur rechtsextremen Stadt schlechthin. Dass das die Forbacher empörte, dass viele in die Kameras sagten, sie stünden nicht für Hass, für Wut, änderte nichts. Dass am Ende doch ein Sozialist ins Rathaus zog, auch nicht. Das Image stand.

Die Bewohner sind alt hier. Viele fahren für ihr Geld über die Grenze, arbeiten in deutschen Firmen und sind doch gegen die EU. Viele Junge sind längst gegangen. Die Arbeitslosenquote ist hoch.

Früher florierte in Forbach die Wirtschaft. Kohleförderung war die große Monoindustrie. Doch mit der Schließung der letzten Mine 2004 verschwanden die Jobs. Tausende Bergarbeiter wurden abgefunden, sie bekommen noch achtzig Prozent ihres früheren Gehaltes, dürfen aber dafür nicht arbeiten. Sie sind verdammt zu Passivität, zurückgelassen in dem Gefühl, nicht mehr gebraucht zu werden.

Die Stadt versucht, Alternativen zu schaffen, es gibt jetzt viele Umwelttechnologie-Firmen in der Nähe. Aber wie soll das Angebot die ehemaligen Minenarbeiter erreichen? Sie dürfen diese Stellen ja doch nicht annehmen. Und so nährt sich die Sehnsucht nach den guten alten Zeiten. Es sind genau diese deindustrialisierten Gebiete, in denen der Front National immer mehr Wähler gewinnt.

Wieder lag Marine Le Pen im April im ersten Wahlgang vorn, acht Punkte vor Jean-Luc Mélenchon, zwölf vor Emmanuel Macron.

Doch dieses Mal, zu dieser Stichwahl, ist niemand gekommen. Keine Kameras, keine Blöcke, keine Mikrofone. Das Ergebnis ist nichts Besonderes mehr, Forbach nur eine frustrierte Stadt unter vielen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

So schien es.

Neben dem Rathaus, diesem plattenbauähnlichen Rechteck, ist ein kleiner Parkplatz. Nicolas, 31, ein junger Mann mit kurzen schwarzen Haaren, Englischlehrer von Beruf, steht neben seinem Auto. Gerade hat er gewählt, jetzt sammelt er die vielen Broschüren und Flyer mit Macrons Gesicht auf, ein paar legt er in den Kofferraum. Erinnerungen an seine Überzeugungsarbeit.

Macron ist der, auf den Nicolas immer gewartet hat. Ein Mann, nicht links, nicht rechts. Der Pragmatiker mit Charisma.

Es war Zufall, vielleicht Schicksal, dass Nicolas, der sonst Unpolitische, in Straßburg war, als Macron dort sprach. Und während Macron redete, während er das Positive der Zukunft sah und damit alle von den Stühlen riss, da erreichte Nicolas die Selbsterkenntnis. Er begriff, dass er die letzten Jahre einer von diesen Jungen gewesen war, die nur meckerten, die im Selbstmitleid zerfließen wegen der ach so egoistischen Politiker und doch selbst nichts Konstruktives zu sagen hatte. Es beschämte ihn.

Seit Oktober ist er nun beim lokalen En Marche dabei. Doch das eine sei, selbst überzeugt zu sein, sagt er. Etwas anderes, Fremde zu überzeugen. Frustrierte Forbacher Front-National-Anhänger seien harte Arbeit.

Wenn er durch die Straßen zog und an ihren Türen klingelte, unterteilte er sie in zwei Gruppen. Da waren die Rassisten, die denken, sie seien jeder anderen Hautfarbe überlegen, die sogar noch rechter wählen würden, gäbe es da was. Nicolas ließ sie beiseite, ging lieber zur nächsten Tür. Und da waren die Wütenden. Bei den Wütenden hatte Nicolas eine Chance, es gab da diesen Moment. Er setzte sich zu ihnen in die Küche, ließ sie wüten, mal eine Stunde, mal zwei, ab und an noch viel länger. Und dann, in der Sekunde, wenn sie alles rausgelassen hatten, wenn sie das erste Mal wieder tief einatmeten und ihr Gesicht sich entspannte, dann beugte er sich vor und sagte: Du hast recht. Ich verstehe dich.

Du brauchst Augenhöhe, um sie zu überzeugen. Wenn sie denken, du schaust auf sie herab, zeigen sie keine Zweifel.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er holte dann das Parteiprogramm von Le Pen hervor, ging es Punkt für Punkt mit ihnen durch, die meisten kannten es ja gar nicht. Und wenn er sah, wie es sie irgendwo irritierte, dann setzte er da mit Macron an.

Es ist 19.07 Uhr am Wahlabend. Immer mehr Forbacher laufen am Rathaus vorbei Richtung Turnhalle. Dort findet gerade die öffentliche Auszählung statt. Es gibt drei Tische, an jedem sitzen vier aus der Wahlkommission. Vor ihnen je ein Berg gelber Umschläge. Sie werden sie öffnen, laut vorlesen. Und die Forbacher schauen ihnen über die Schulter. Man sieht weder Angst noch Freude. Das ganze Dorf hat ein Pokerface aufgesetzt.

19.14 Uhr. Vor der Halle stehen zwei Männer. Es wird viel geraucht heute Abend. Beide schütteln den Kopf.

Sagt der eine: Ich höre die Wahlkommission nur Marine Le Pen rufen.

Sagt der andere: Echt? Ich höre nur Emmanuel Macron. Für wen hast du gestimmt?

Für Macron. Du?

Le Pen.

Nicolas ist auf der Autobahn. Er will um acht in Metz sein, der Macron-Hochburg. Nach all der Mühe, die er in den Wahlkampf gesteckt hat, würde er es nicht aushalten heute Abend in Forbach. Fünfzig-fünfzig, sagt er, das wäre schon ein Wunder hier.

19.32 Uhr. Immer öfter ertönt jetzt der Name Macron. Die Forbacher fangen an zu tuscheln.

19.43 Uhr. Ein junger Mann läuft auf ein Mädchen zu, das gerade die Halle betritt. Er sieht irritiert aus.

Wir liegen vorn, sagt er zu ihr. Deutlich vorn.

Sie zieht ihr Handy aus der Tasche, fängt an zu scrollen. Sie sagt: Ich dachte, es gäbe erst um 20 Uhr die ersten Hochrechnungen. Woher weißt du das?

Nein, ich meine nicht in Frankreich, in Forbach, sagt er, er sieht fast bestürzt aus.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wie ist das möglich?, fragt sie.

20.01 Uhr. Jemand schreit auf. Macron hat gewonnen. Auch in Forbach. Es wird laut in der Halle. Eine Sektflasche knallt.

Eine Frau lacht hysterisch. Ein paar Männer fangen an zu hüpfen. Der Macron-Wähler, der draußen rauchte, steht in der Mitte des Raumes. Er schüttelt wieder den Kopf, doch dieses Mal lächelt er dabei. Er wird noch fünf Minuten so stehenbleiben. Dann bringt er dem Le-Pen-Wähler ein Glas Sekt.

Als ich zu meiner Reise aufbreche, gewinnt Macron knapp den ersten Wahlgang.

Während meiner Reise wird er Präsident.

Ein paar Tage nach meiner Rückkehr erringt En Marche bei der Parlamentswahl die absolute Mehrheit.

Die Geschichte hat sich überholt.

Und ist das nicht vielleicht die schönste Erkenntnis, wie schnell sich ein Land, das manche schon verloren glaubten, innerhalb weniger Monate mit überwältigender Mehrheit von einem jungen Mann überzeugen lässt, der für etwas Neues steht? Für Europa, für moderne Wirtschaft, für Zusammenarbeit und Versöhnung zwischen den Ländern? Der so viele Jugendliche mitnimmt? Und so viele von ihnen in die Parlamente trägt?

Muss uns nicht Hoffnung machen, wie schnell sich eine Situation, an der gerade noch alle verzweifelten, zum Aufbruch wandeln kann?

Sollte das nicht Griechenland ermutigen? Italien? Spanien?

Und ja, vielleicht ist Macron eine Illusion, vielleicht kommt sein Absturz so schnell wie sein Aufstieg, vielleicht werden sich die Franzosen abwenden. Ja vielleicht.

Aber noch können wir das einfach nicht wissen. Wir können nur staunen.

Großbritannien, im Mai 2017

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ich erinnere mich an den Morgen nach dem Brexit-Votum. Diesen Morgen, an dem der Optimismus sich eine Auszeit nahm.

Nachts hatte ich bis ein Uhr die Nachrichten geschaut, Phoenix war sich sicher. Ich hatte erleichtert gelächelt und meine Mutter angerufen, wie wir es immer machen, wenn etwas Wichtiges passiert.

Ich sagte: Noch mal gut gegangen.

Sie sagte: Ein Glück.

Dann wachte ich morgens auf, neben mir der Laptop. Ich zog ihn heran und öffnete Facebook.

Ich bin so unfassbar traurig, stand da.

Und: We will miss you.

Und: Wir haben Großbritannien verloren.

Als Connor, zwanzig Jahre alt, die Europäische Union verlor, saß er in der britischen Botschaft in Peking. Alle Fernseher waren an, auf den Computern flimmerten die Nachrichtenseiten. Er beobachtete, wie den Beamten langsam die Gesichter entglitten, wie sie die Köpfe schüttelten, einander in den Arm nahmen, er beobachtete, wie manche ganz still und andere zu laut wurden, er beobachtete eine Frau, die sich die Tränen fortwischte.

Und während all dem fühlte er, der kleine Praktikant, eine seltsame Ruhe in sich emporsteigen. Er lehnte sich zurück. Sie taten ihm leid, das schon, für sie würde es hart werden, aber ganz bei sich fühlte er, dass das nicht für ihn gilt. Er würde Europäer bleiben.

Man könnte denken, Europa sei an diesem Nachmittag noch einmal nach Edinburgh gereist, um Abschied zu nehmen. Die Straßen sind mit bunten Fähnchen geschmückt, die Stadt prall gefüllt mit Menschen, jung und alt. Auf Englisch, Italienisch, Spanisch beglückwünschen sie sich gegenseitig zu ihren Kostümen. Fremde halten Händchen. Ein Franzose kotzt.

Es ist Rugby-Europacup.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Inmitten der Massen auf der Princes Street stehen drei junge Männer an einem kleinen gelben Stand der Scottish Socialist Party und werfen mit Flyern.

Wir halten die aus London nicht noch fünf Jahre aus, rufen sie. Unterschreibt hier für die Unabhängigkeit!

Ein Spanier bleibt stehen, seufzt, lächelt. Ich verstehe euch so gut, sagt er.

Noch weiß Connor nicht, dass die Scottish National Party bei den Wahlen im Juni 21 ihrer 59 Sitze in Westminster verlieren wird und Regierungschefin Nicola Sturgeon das Referendum aussetzt, es ist Anfang Mai, als er sagt: Ich denke, der Brexit ist das Beste, was unserer Bewegung passieren konnte. Ich hab natürlich gegen ihn gestimmt, aber er hat uns endgültig legitimiert.

Die Kneipe, in der Connor sitzt, ist urig und dunkel, er hält einen Whisky, Glenfiddich, zwölf Jahre alt, in der einen Hand, mit der anderen fährt er sich durch die blonden Haare und den Bart. Er grinst.

Sein Engagement begann mit einem diffusen Gefühl. Er war Fechter, als er noch jünger war, sogar auf hohem Niveau, mal trat er für die englische Mannschaft an, mal für die schottische. Vielleicht sei es der Stolz gewesen, sagt er, den er bei Schottland so viel stärker fühlte, der ihn beim Referendum 2014 für die Unabhängigkeit stimmen ließ.

Politisch fundiert wurde seine Ansicht erst, als er sah, wie die Together-Seite danach alles brach, was sie versprochen hatte. Er trat in die Scottish National Party ein, obwohl er mehr mit den schottischen Grünen sympathisiert hatte. Die SNP schien ihm chancenreicher.

Er kramt in seiner Tasche, holt ein paar Zettel raus, Ausdrucke von Artikeln auf seinem Blog, sie sollen beweisen, dass die Meinung der Schotten nicht zählt. Da steht zum Beispiel: Atomwaffen auf der Faslane Naval Base.

Nach dem Brexit entschloss sich die Regierung, fünfzig Milliarden Euro für die Modernisierung der Atom-U-Boote auszugeben. Die Faslane Naval Base liegt neben Helensburgh, nahe Glasgow, in Schottlands am dichtesten bevölkerten Gebiet. 58 von 59 schottischen Abgeordneten stimmten gegen die Erneuerung, sie wollten, dass die Atomwaffen ganz aus Schottland abgezogen werden. Sie wurden nicht erhört.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Was seien die Atomwaffen nur für eine Geldverschwendung, sagt Connor, niemand werde Großbritannien je angreifen. Nun, da die Konjunktur auf der Kippe stehe und es Großbritannien an intellektuellem Vermögen fehle, um den Brexit zu stemmen, wären die Milliarden da nicht besser in Bildung investiert?

Atom-U-Boote! Connor schüttelt den Kopf. Sollte jemals die Zeit gekommen sein, sagt er, in der eine Atomwaffe abgefeuert wird, ist die Welt am Ende. Reiner Massenselbstmord. Und genau deshalb werden wir die Waffen niemals brauchen: Wir dürfen es ja gar nicht!

Für Connor ist dieser Beschluss die Bestätigung dafür, dass es London längst nicht mehr um die Menschen geht, die Regierung, sagt er, wolle die Rückkehr zum Empire. Aber da werde Schottland nicht mitziehen. Ein neues Unabhängigkeitsvotum werde das schon zeigen. Denn diesmal gehe es nicht mehr darum, ob man den Staat cool oder uncool finde. Sondern darum, welches Leben man führen wolle.

Ich weiß gar nicht, ob ich vor dem Brexit schon solch ein stolzer Europäer war, sagt er, zwinkert und geht.

Waren wir denn vor dem Brexit schon so stolze Europäer?

Am Morgen danach war das Internet übersät mit Europaflaggen. Selbst die Unpolitischen bekannten sich zu unserer Union, die Resignierten, auch die, die sonst nur beim Tod berühmter Musiker erwachen und das Internet mit RIP-Kommentaren fluten.

Es war mit Europa wie mit einer eingeschlafenen Beziehung: Erst als wir merkten, dass wir es verlieren, wussten wir wieder, was wir daran hatten.

Und als dann die Zahlen zeigten, dass Schottland die EU nie verlassen wollte, als die ersten Rufe nach Unabhängigkeit zu uns durchdrangen, da nahmen wir es als Liebeserklärung und riefen: Ja, bitte! Brauchten wir doch nach diesem Verlust der Selbstverständlichkeit nichts mehr als Bestätigung.

Nur ging zwischen all der Trauer, Wut und der Freude über Schottlands Votum eine Frage unter. Die Frage, ob wir angesichts unserer Geschichte, angesichts all des Leids, das der Nationalismus hervorgerufen hat, diesen nicht auch dort ächten sollten.

Spanien, im Juni 2017

Ein großer Mann im Trikot der spanischen Nationalmannschaft läuft über die Plaça de Catalunya in Barcelona, und vielleicht wäre das allein schon Affront genug. Doch er trägt das Trikot auch noch voller Stolz, führt es vor, als wollte er etwas beweisen. Sein Gang ist ruhig und selbstbewusst, der Blick entschieden nach vorn. Er ist einer, nachdem sich die Menschen umdrehen.

Ey, ruft ihm ein Junge mit dunklen Locken hinterher, sein Ton ist aggressiv. Doch der große Mann würdigt ihn keines Blickes, unbeirrt läuft er weiter.

Ey!

Der Junge holt den Großen ein, baut sich vor ihm auf. Der Große hält inne, er schließt die Augen, eine Sekunde verstreicht, erst dann senkt er seinen Blick, schaut dem Jungen tief in die Augen.

So bleiben sie stehen. Ohne ein Wort zu sagen. Starren einander an. Und die Menschen um sie herum, sie halten es kaum aus.

Julia Kristeva, die bulgarische Psychoanalytikerin und Poststrukturalistin, gab vor nicht allzu langer Zeit ein Interview, in dem sie überlegte, was sie Europa raten würde, läge es auf ihrer Therapeutencouch. Sie diagnostizierte einen Identitätsverlust, entstanden auch durch das Zurücklassen aller Nationalkulturen, durch die hastige Annahme universeller Werte. Bei aller berechtigten Skepsis, sagte sie, sei es an der Zeit, neben dem Destruktiven auch das Wertvolle und Erhaltenswerte in nationalen Kulturen zu untersuchen. Man müsse die Identität ernst nehmen, sie gar rehabilitieren. Denn nur wenn wir wüssten, woher wir kämen, könnten wir Brücken zu anderen nationalen Kulturen schaffen. Und erst dann wahre Europäer sein.

Wenn Maria, 22, Soziologiestudentin, gefragt wird, woher sie komme, dann sagt sie: aus Barcelona. Und hofft, dass das als Antwort reicht. Ich komme aus Spanien, das würde sie niemals über die Lippen bringen, die Befremdung sitzt zu tief, da würde sie lieber Katalonien sagen, damit es gleich klar ist, auch wenn sie längst weiß, was dann kommt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ist ihr Gegenüber auch Katalane, aber gegen die Unabhängigkeit, dann wird er sagen, sie dürfe nicht hassgetrieben denken, es sei an der Zeit, Grenzen abzubauen, nicht neue zu errichten. Sie solle rational sein, die Wirtschaft würde doch zerbrechen.

Ist ihr Gegenüber Spanier, wird er sagen, sie solle sich mal nicht für etwas Besseres halten, sie sei doch nur geizig und pseudo-intellektuell, vielleicht wird er sie ignorieren.

Ist ihr Gegenüber aus Deutschland und hat er nur ein bisschen Ahnung, wird er sie erst nach dem Grund fragen, eine Weile zuhören, aber dann erwidern, er hätte gehört, es sei nur wegen des Geldes, weil die Katalanen reicher seien als der Rest des Landes, aber nichts abgeben wollten. Er würde ihr das Wort unsolidarisch vielleicht nicht ins Gesicht sagen, aber es läge in der Luft.

Maria würde jedem von ihnen von ihrem Großvater erzählen, wie er und die anderen Katalanen unter Franco gelitten hätten, dass ihnen ihre Sprache verboten worden sei und die Tänze gleich mit. Sie würde erzählen, dass die spanische Regierung nun wieder versuche, das Katalanische an den Schulen zurückzudrängen. Sie würde erzählen, dass die Unabhängigkeit nur das letzte Mittel sei, nach dem sie griffen, weil mit Madrid ja über nichts zu sprechen sei. Dann noch akzeptieren zu müssen, dass ihnen das Geld genommen werde, das sei einfach zu viel.

Hinter einem riesigen Berg Papier und noch mehr Büchern, in einem kleinen Büro in der Universität Pompeu Fabra in Barcelona, sitzt der Politikwissenschaftler Klaus-Jürgen Nagel. Ein fröhlicher Mann mit weißen Haaren und dieser zurückgelehnten Ruhe, die sich gleich überträgt. Von hier aus hat er untersucht, warum wir Deutschen die katalanische Unabhängigkeit ablehnen, sie im Grunde nicht mal ernst nehmen. Er fand ein Missverständnis.

Die meisten Artikel, die in Deutschland verfasst werden, sagt Nagel, tun die Unabhängigkeitsbewegung mit dem Argument ab, sie sei Wohlstandschauvinismus. Die Autoren stellen die hiesige Lage mit dem deutschen Finanzausgleich gleich und wundern sich dann, dass auch die Linke so einen unsolidarischen Kurs fährt.

Katalonien ist zwar unter den drei Regionen, die am meisten zahlen, bei den Reinvestitionen des Staates liegt es hingegen irgendwo auf Platz 14 oder 15. Das

Problem ist also nicht, dass die Katalanen mehr Gelder an die Zentralregierung abführen müssen als andere Regionen Spaniens, das Problem ist, dass die Katalanen am Ende schlechter dastehen als die Regionen, in die ihre Steuereinnahmen fließen. Stellen Sie sich mal vor, Bayern müsste mehr zahlen als die Saarländer, und die Saarländer hätten dann besser ausgestattete Schulen, die sich die Bayern nicht leisten können. Das deutsche Bundesverfassungsgericht hat so etwas verboten.

Der zweite Punkt, den die deutsche Öffentlichkeit verkennt, ist, dass der Finanzaspekt bereits seit Jahrzehnten besteht und historischer Nationalismus zwar immer ein Thema war, die Unabhängigkeit aber nicht. Noch 2003 lag der Anteil der Befürworter bei rund 15 Prozent. Erst seit 2010 sind es in Umfragen mal knapp über, mal knapp unter fünfzig Prozent. Sie sind auch nicht mehr alt, wie die Nationalisten, es sind die Jungen, die jetzt für die Unabhängigkeit Stimmung machen.

Da muss man sich doch fragen, sagt Klaus-Jürgen Nagel: Was ist dazwischen passiert?

2006 hatte das katalanische Parlament der spanischen Regierung eine neue Fassung seines Autonomiestatus vorgelegt, es sollte Katalonien zu einer Nation innerhalb Spaniens machen, die Autonomie wäre erweitert, die finanzielle Umverteilung begrenzt worden.

Die spanische Regierung stutzte und verabschiedete es. Die katalanische Bevölkerung stimmte in einem Referendum zu. Selbst der König hatte schon unterschrieben.

Doch dann zog die konservative spanische Volkspartei vor das Verfassungsgericht und klagte.

Hin und wieder sickerte etwas durch, die Katalanen ahnten es schon, und doch war die Wut riesig, als im Jahr 2010 das Urteil ihr neues Statut vernichtete.

Was ist das für eine Demokratie, fragten sie, wenn die Entscheidung des Parlaments nicht zählt und auch nicht die des Volkes. Wenn ein Gericht, auf dessen Zusammensetzung wir keinen Einfluss haben, sich über alles hinwegsetzen darf?

Jedes Jahr am 11. September geht Maria mit ihrer Familie zum Unabhängigkeitsmarsch. Jedes Jahr ist sie eine von Hunderttausenden. Wenigstens das

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Recht, selbst zu entscheiden, fordern sie und träumen von diesem Staat, den sie selbst gestalten, nach ihren Vorstellungen, ohne erst die Geschichte der Alten abtragen zu müssen.

Nachdem Maria gegangen ist, bleibe ich noch eine Weile in dem kleinen Café sitzen und fange auch an zu träumen.

Haben Sie sich schon mal gefragt, wie Ihr idealer Staat aussähe? Wäre er sozialistisch? Hätte er eine liberale Wirtschaft? Wäre er in der EU? Wäre er es nicht?

Vielleicht ist das große Problem der Unabhängigkeit, dass doch jeder von etwas anderem träumt, die Realität aber all die vielen Tagträume kaum vereinen kann. Gäbe es Katalonien tatsächlich, wie schnell würden die Ideale zerbrechen? Würde am Ende wieder nur Enttäuschung bleiben? Und was wäre dann? Ist Hoffnung diese Unsicherheit wert?

Mein Telefon klingelt. Es ist mein Vater.

Papa, ist Hoffnung diese Unsicherheit wert?

Ich höre ihn kramen, nur mal als Denkanstoß, sagt er, und liest mir Immanuel Kant vor, der schrieb, Sezessionen seien...

...Versuche (zwar nicht in der Absicht der Menschen, aber doch in der Absicht der Natur), neue Verhältnisse der Staaten zustande zu bringen und durch Zerstörung, wenigstens Zerstückelung aller, neuer Körper zu bilden, die sich aber wieder, entweder in sich selbst oder nebeneinander, nicht erhalten können und daher neue ähnliche Revolutionen erleiden müssen; bis endlich einmal, teils durch die bestmögliche Anordnung der bürgerlichen Verfassung innerlich, teils durch eine gemeinschaftliche Verabredung und Gesetzgebung äußerlich, ein Zustand errichtet wird, der, einem bürgerlichen gemeinen Wesen ähnlich, so wie ein Automat sich selbst erhalten kann.

Am 1. Oktober 2017 wird Katalonien abstimmen. Die Regierung in Madrid hält das für verfassungswidrig und hat angekündigt, die Entscheidung nicht anzuerkennen. Ob ein unabhängiges Katalonien automatisch EU-Mitglied bleiben würde, ist ungewiss.

Polen, im Mai 2017

Ein lauer Frühsommerabend in Warschau. Vor dem Powszechny-Theater hat sich eine Menschenmenge gebildet, vielleicht 400 Personen, umringt von Polizisten. Die Demonstrierenden tragen Banner, Plakate, es gibt zwei kleine Podeste. Aus einem Lautsprecher dringt das italienische Partisanenlied Bella Ciao.

Auf der anderen Straßenseite stehen Michalina und Nicolai, er groß, sie klein, beide Mitte zwanzig, Journalisten. Sie warten darauf, dass die Demo eskaliert.

Ein deutscher Tourist, der sich durch Zufall hierhin verirrt hat, klopft Nicolai auf die Schulter, fragt, was da drüben passiere.

Also, sagt Nicolai. Im Grunde geht es darum, dass heute Abend ein Theaterstück uraufgeführt wird, in dem Papst Johannes Paul II. einen Blowjob bekommt. Die da... Er zeigt auf die Gruppe ganz links, es ist die kleinste Gruppe, viele alte Leute unter ihnen, sie sind bunt angezogen, haben Luftballons dabei. Das sind die sogenannten Aufrechterhalter der Kunstfreiheit. Vor allem Linke und Theaterleute. Gerade rufen sie, dass die Katholiken Schwule ins Konzentrationslager schicken wollen. Als Nächstes ist da die Polizei, die die Linken beschützt. Danach hast du Katholiken, wie du unschwer erkennen kannst. Er zeigt auf eine Gruppe weiter rechts, es ist die größte Gruppe. Einige Frauen in roten Mänteln halten Madonnen hoch, ein Mann ein riesiges Jesusplakat, ein Bischof beweihräuchert sie alle. Die Katholiken wollen nicht, dass ihre Steuern für Blasphemie ausgegeben werden. Sie werden gleich ihre Rosenkränze rausholen und ganz viel beten. Oh, und sieh einer an, es kommen noch mehr ...

Ein Partytruck fährt vor, begleitet von Hunderten Männern, fast alle jung, viele kahlgeschoren. Ein paar Frauen sind dabei. Sie tragen grüne Fahnen, auf denen ONR steht, die Abkürzung für Nationalradikales Lager, sie bleiben neben den Katholiken stehen.

Jetzt wird es spannend, Michalina, ich glaub, wir müssen bleiben, die Rechtsextremisten sind da, sagt Nicolai. Dann wendet er sich wieder dem Touristen zu: Die wissen nicht mal, was Meinungsfreiheit ist. Die Kirche benutzt sie als ihre Schläger. Die Linken nennen sie Nazis, was auch keinen Sinn macht, weil sie die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Deutschen hassen, aber gut. Die Rechtsextremen nennen die Linken auch Kommunisten, obwohl die es gar nicht sind, na ja, vielleicht ein paar.

Nach der Demonstration erscheint auf einer polnischen Nachrichtenseite ein Artikel von Michalina. Während des Theaterstückes hätten Rechtsextreme Zuschauer im Saal mit Säure angegriffen, steht darin.

Am nächsten Tag in Ursynow, einer Plattenbausiedlung im Süden Warschaus. Magdalena Budziszewska sitzt vor ihrem Computer und scrollt durch Facebook, bei den Fotos von Biaowiea, dem letzten Urwald Europas, bleibt sie stehen. Dieses Jahr haben sie mit der Rodung angefangen, sagt sie und schüttelt so heftig den Kopf, dass die kurzen blonden Haare fliegen. Magdalena ist Ende dreißig und Assistenzprofessorin für Psychologie an der Warschauer Universität. Typisch, sagt sie und zeigt auf die Fotos einiger Aktivisten, die sich an die Bäume gekettet haben. Es sind nur wenige, keiner von ihnen unter dreißig. Da müssten die jungen Leute hin, sagt Magdalena, aber es interessiert sie ja nicht, Umwelt, das sei einfach zu links für die Jungen, die doch alle konservativ und katholisch seien. Sie runzelt die Stirn.

Am Morgen lief ich durch Warschaus Straßen, und hätte mich meine Gastgeberin nicht vorbereitet, ich hätte nichts bemerkt. Doch weil wir am Abend zusammen vor dem Laptop saßen, sie mir zeigte, wie ich den Nationalismus erkenne, kam es mir vor, als lief ich durch eine Stadt voller patriotischer Gespenster. Da der Typ mit dem roten T-Shirt, darauf der Schriftzug red is bad, eine Schmähung der Linken, dort das Mädchen mit den sechs Polska-Aufnähern auf ihrem Rucksack.

Ich stand eine Weile vor einem Waffenladen, sah zu, wie Väter mit ihren Söhnen hineingingen, mit Tüten wieder herauskamen, vielleicht war ich schon längst viel zu fixiert, aber ich kam nicht umhin, mich zu fragen: Liebes Polen, was ist nur mit dir geschehen?

Und was mit deiner Jugend?

Nach der letzten Parlamentswahl, bei der 66 Prozent der Schüler und Studenten für die nationalkonservative PiS gestimmt hatten, hat Magdalena die Jugend untersucht. Sie sagt, es zeige sich eine klassische Geschlechterverteilung, es sei schon fast klischeehaft: Jungs wählen vor allem rechts, weil sie auf die populistischen

Parolen anspringen. Die Jugendarbeitslosigkeit ist zwar nicht besonders hoch, aber es gibt vor allem Jahresverträge, sie müssen lange arbeiten, werden schlecht bezahlt. Ihr Selbstbewusstsein, sagt sie, ziehen die Jungs vor allem aus dem Patriotismus. Die Polen als die großen Opfer des letzten Jahrhunderts, die Helden der Geschichte, endlich erstarkt und nun wieder bedroht von Europa, von den sogenannten Flüchtlingen. Deshalb bieten die Linken auch keine Alternative für sie, zu sehr sind sie geprägt von der Vorstellung, alle Linken seien Kommunisten.

Mädchen hingegen sind nicht so anfällig dafür. Fragt man junge Frauen nach einzelnen Punkten der Politik, vertreten sie oft sehr linke Standpunkte. Trotzdem wählen sie rechts, wegen der katholischen Kirche. Religion spielt eine sehr große Rolle bei dieser Generation, weil sie für viele das einzig Intakte ist. Moderne Familienkonzepte sind noch immer etwas Fremdartiges, viele junge Leute wurden von ihren Eltern geschlagen, Alkoholismus von Vätern spielt eine große Rolle. Auch Schule war meist kein Ort, der Orientierung gegeben hat. Lehrer sind in Polen schlecht angesehen, sie werden unterirdisch bezahlt und sind deshalb oft frustriert. Religion ist etwas, bei dem sich die Jugendlichen stolz fühlen können. Man kann ihr nicht mehr entkommen, sagt Magdalena, es gibt wieder länger Religionsunterricht an der Schule als früher, Ethikunterricht hingegen ist meist nicht wählbar.

Die Macht der polnischen Kirche endet in Brandenburg. Im Wartezimmer des Kreiskrankenhauses Prenzlau sitzt ein junger Pole. Nervös wippt er mit seinem Stuhl, schaut immer wieder auf die Uhr. Schon seit anderthalb Stunden wartet er auf sein Mädchen. Hatte der Arzt nicht gesagt, es dauert nur wenige Minuten?

Schritte nähern sich, sein Blick richtet sich zur Tür. Es ist nur die Krankenschwester.

Es dauert noch eine halbe Stunde, dann wird der Arzt im grünen Kittel in der Tür stehen, ihm zunicken und dadurch erlösen. Die beiden Männer werden ein paar Worte auf Polnisch wechseln, sich die Hand geben, dann darf der junge Pole sein Mädchen endlich wiedersehen, und der Arzt im grünen Kittel lässt sich auf den Stuhl in seinem Büro fallen.

Erst mal durchatmen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es war die fünfzehnte Abtreibung, die Janusz Rudzinski heute durchgeführt hat. Allesamt bei Frauen, die aus Polen über die Grenze kamen, weil Schwangerschaftsabbrüche dort verboten sind.

Er mache das nicht gern, sagt Rudzinski, aber die Frauen seien oft so entschlossen; wenn er es nicht mache, was passiere dann?

Es gab da diese eine Frau, die kann er nicht vergessen. Sie rief ihn vor ein paar Monaten an, und er hörte gleich an ihrer Stimme, dass es ernst war. Sie sagte, sie habe kein Geld gehabt, um zu ihm zu kommen, es habe einfach nicht gereicht, da habe sie sich einen Draht eingeführt. Jetzt habe sie Bauchkrämpfe und Fieber. Es seien schon über vierzig Grad.

Sie fragte ihn, was sie denn nun tun solle, und als er sagte, sie müsse schleunigst in ein Krankenhaus, sie habe eine Sepsis und werde sterben, da weinte sie. Das gehe doch nicht, sagte sie, dann fänden es alle heraus. Dann legte sie auf.

Hilfsorganisationen schätzen, dass in Polen jährlich 100.000 Frauen illegal abtreiben, sie nehmen Tabletten, führen sich irgendetwas ein, schlagen sich auf den Bauch. In Deutschland treiben jährlich etwas weniger Frauen legal ab, doch Deutschland hat mehr als doppelt so viele Einwohner wie Polen.

Wenn nur nicht die Regierung wäre, sagt Rudzinski, dann könnte man ja anhand dieser Zahlen sachlich argumentieren, dass es nichts bringt, die Frauen zu kriminalisieren. Aber die PiS hört ja keine Argumente. Sie hört nur die Kirche.

Die Frauen fragen ihn oft, ob es sein könnte, dass auf dem Parkplatz Fotos von ihrem Auto gemacht wurden, die an die Regierung gelangen, oder ob ihr Priester von der Abtreibung erfahren könnte. Rudzinski fragt zurück, ob sie keine Angst vor Gott haben, und sie antworten: Gott ist weit weg, aber Regierung und Priester sind nah.

Es war Anfang des Jahres, da saß ich in meiner Stammkneipe neben einem alten Polen. Auf einem Fernseher sollte Fußball gezeigt werden, aber noch liefen die Nachrichten. Polens Ministerpräsidentin Beata Szydo wurde gezeigt.

Der alte Pole war schon betrunken, vielleicht auch etwas bekifft, er schlug sein Glas auf den Tresen und polterte, es sei ihm immer ein Rätsel gewesen, wie die Nazis es geschafft hätten, 1933 so schnell das ganze System auszusetzen. Doch wenn er sich

so anschau, wie schnell die polnische Regierung ihre Machtbefugnisse erweitere und das Verfassungsgericht einfach so entmachtet habe, wie sie jetzt schon die Medien kontrollierten, da wundere es ihn schon weniger.

Kurz darauf schlief er ein.

Danzig. Wie ein überdimensionales Segel ragt das Museum des Zweiten Weltkrieges in die Luft. Drei Schulklassen stehen davor und warten auf ihre Eintrittskarten. Der Wind zerzaust ihnen die Haare.

Als die Lehrerin fragt, wie die Lage sei, sagt die Frau an der Kasse, es sehe alles aus wie am ersten Tag. Dann zieht sie die Augenbrauen hoch und verzieht ihr Gesicht, als wollte sie sagen: Wer weiß, wie lange noch?

Das Museum ist erst seit März eröffnet und längst zum Symbol der Geschichtsumschreibung der Regierung geworden. Historiker aus aller Welt hatten es für seine Darstellung des Zweiten Weltkrieges gelobt, die die polnische Geschichte in einen internationalen Kontext stellt und in all ihren Schattierungen zeigt, inklusive durch Polen verübter Pogrome und der Vertreibung der Deutschen, eine Darstellung, die so bisher nicht in polnischen Museen stattfand. Die Regierung hat es verflucht. Der internationale Ansatz marginalisiere die polnische Geschichte, hieß es.

Die Ausstellung endet mit einer Videoinstallation, zu sehen sind Trump, der Krieg in Syrien, die Army in Afghanistan... Die Stimme des Audioguides fragt: Haben wir denn nichts gelernt?

Schon vor der Eröffnung forderte die Regierung mehr Militärgeschichte, denn dadurch, dass das Leiden der Zivilbevölkerung im Mittelpunkt stehe, dadurch, dass das Museum einen pazifistischen Ansatz verfolge, werde die heldenhafte Rolle des polnischen Militärs vernachlässigt. Krieg sei doch nicht per se etwas Schlechtes, hieß es, Krieg könne doch auch den Charakter formen. Als Pawe Machcewicz, der Gründungsdirektor, sich nicht fügen wollte, wurde er von der Regierung entlassen und durch einen Nationalkonservativen ersetzt.

Seitdem strömen Tausende hierher, in der Hoffnung, noch rechtzeitig zu kommen.

Am Ausgang versucht eine andere Lehrerin, ihre Schüler zu bündeln. Sie ist mit ihrer Klasse spontan aus Lublin angereist. Mit einem Augenzwinkern sagt sie, ihre Schüler seien so jung, dass sie den Zweiten Weltkrieg noch nicht im Unterricht hatten, und man wisse ja nie, an was für Lehrer sie später geraten würden, sie wolle ein bisschen prägende Vorarbeit leisten.

Ich tue das für die Zukunft, sagt sie und lacht.

Rumänien, im Juni 2017

Acht Uhr morgens in der Innenstadt von Bukarest. Während die Kellner den Exzess des Abends wegkehren und die Ersten schlaftrunken zur Arbeit schlendern, mit Aktentasche und einem Kaffee to go, liegen sich die Pioniere der Nacht noch in den Armen. Mit großen Pupillen schauen sie einander an. Ein flüchtiger Kuss. Die Sonne kündigt sich an. Doch noch ist das Licht ganz sanft, die Wärme angenehm. Es ist die Unschuld der frühen Stunden.

Hätte nur nicht jemand dieses Buch in den Mülleimer geworfen. Ganz oben liegt es da neben den Plastikbechern, gebettet auf verwelkten Rosen, als ginge es hier um enttäuschte Liebe. Der Titel: It's about us. 20 answers to the question: What do you want to be when you grow up?

In den Tagen in Polen erinnerte ich mich an ein Telefonat. Es war auf dem Höhepunkt der Flüchtlingskrise, als für einen Moment die Grenzen offen waren. Ich wollte gern ein Bier trinken und rief diesen Freund an. Er aber war mit seinem Freund in Budapest, sie wollten Geflüchteten helfen, sie mit dem Auto nach Wien bringen. Ein Ungar hatte ihm ins Gesicht gespuckt, mein Freund wusste nicht genau, ob wegen seiner Homosexualität oder seiner Hilfsaktion, aber ich erinnere mich, wie er empört ins Telefon schnaubte: Kann mir mal jemand erklären, warum diese ganzen Osteuropa-Staaten überhaupt in die EU gehören? Jetzt mal im Ernst, was haben wir denn mit denen gemeinsam?

Es ist noch nicht lange her, da hat Bukarest gebebt, vor Wut und auch vor Hoffnung. 600.000 waren sie in diesem Frühling auf den Straßen. Die meisten jung. Über Wochen hissten sie die Europafahnen und schrien gegen Dekret Nr.13/2017an,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

das Korruption bis zur Schadenshöhe von 44.000 Euro legalisieren sollte. Denn selbst wenn es hieß, man müsse wegen der überfüllten Gefängnisse handeln, so wusste doch jeder, dass es am Ende nur um Liviu Dragnea ging, den korrupten Parteichef der Sozialdemokraten, dem baldige Haft drohte. Sie schrien so laut, dass es nur sechs Tage dauerte, da zog die Regierung den Erlass zurück. Doch die Demonstrationen setzten sich fort. Es ging längst um mehr.

Monate später erinnern auf dem Victoria-Platz nur eine meterlange rumänische Flagge und ein Hochsitz an die, die hier kämpften. Ein junger Mann in braunem Shirt und kurzer Hose klettert die Leiter hinauf und baut sich oben auf dem Hochsitz auf. Dann hebt er den Finger Richtung Regierungspalast. Die Anklage beginnt.

Zehn Minuten steht er dort oben, er schimpft, dass die Spucke fliegt, er stampft und brüllt. Denn auch wenn die Massen fort sind, sein Hass ist noch da.

Ein Mann und seine kleine Tochter bleiben stehen. Er übersetzt für mich: Der Premierminister sei des Volkes Feind, ein Gieriger, ein Korrupter. Nie mehr gewesen als Dragneas Marionette. Bald werde er was erleben, die Demokratie werde rufen, und dann würden sie alle wieder hier sein und ihn stürzen. Hier auf diesem Platz.

Der junge Mann auf dem Hochsitz hält die Nato-Flagge empor, auch die der EU. Ganz starr blickt er zum Palast, als hoffte er, dem Premier direkt in die Augen sehen zu können. Dann zieht er sich zurück.

Doch nach zwei Minuten ist er plötzlich wieder da, richtet sich noch einmal auf und sagt den Satz, den er vorher vergessen hatte: Du hättest mit uns rechnen müssen.

Es war die Erinnerung an den Kommunismus, der die Alten auf die Straße trieb. Die Willkür dieser Regierung, die autokratischen Richtungen, die die Nachbarländer einschlugen, all das rief die Angst hervor, ihre Freunde könnten umsonst gestorben sein, damals 1989, als sie den Diktator Nicolae Ceausescu stürzten.

Und die Jungen? Sie haben den Kommunismus nicht oder nur als Kinder erlebt. Im postkommunistischen Rumänien blieben Demonstrationen unüblich, Korruption hingegen seit Jahrzehnten Alltag. Noch 2012 dachten acht Prozent der 18- bis 29-Jährigen, Protestieren bringe nichts. Und jetzt plötzlich stehen sie ein für die Werte der Europäischen Union, ohne dass es sich dem Westen angekündigt hätte.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Was haben wir nur übersehen, während wir ganz Osteuropa verdammten?

Es gibt dieses Lied der jungen rumänischen Metalband Goodbye to Gravity. Sie haben es nur ein einziges Mal öffentlich gespielt, in einem Club in der Strada Tbcariilor 7, im Süden von Bukarest. Es war der 30. Oktober 2015, kurz nach 22 Uhr, der Laden bebte. Achten Sie auf den Text!

Let go and beg for freedom

Another row jumping into the flame

Loose lips are shifting leaders

From here on out everyone is to blame (...)

We're not numbers we're free, we're so alive

Cause the day we give in is the day we die

Ein paar Bauarbeiter stehen heute vor dem Eingang in der Strada Tbcariilor 7. Sie passen auf, dass niemand durch das Tor kommt. Doch auch von Weitem sieht man im Hinterhof das weiße Schild an der Wand, darauf in schwarzen Buchstaben der Name des Clubs, ein Name, der zum Inbegriff der Wut wurde: Colectiv.

Damals, als die Korruption ihnen das Leben nahm.

Eine alte und eine junge Frau nähern sich. Sie halten neben dem Tor an der Gedenkstätte inne, die für die errichtet wurde, die dem Feuer am 30. Oktober 2015 nicht entkamen. 64 Fotos. 64 Namen. 64 Gesichter.

Die Junge zeigt auf das Bild eines Jugendlichen, sagt etwas zu der Alten, das ich nicht verstehe, die Alte nickt, legt den Arm um die Schulter der Jungen.

Es war die Pyrotechnik neben der Bühne, die das Feuer entzündete, auch vier Mitglieder von Goodbye to Gravity starben in den Flammen. Ihr Lied war ein Menetekel.

Schnell fanden Journalisten heraus, dass zwei Brandschutzbeauftragte die Sicherheitsmängel des Clubs vorher kannten, aber nicht in den Akten erwähnten. Sie waren korrupt. Die Jugend beschuldigte die Regierung, sie habe sich durch die Duldung von Korruption zur Mittäterin gemacht. Die trat zurück, und die Jugend

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

lernte etwas Entscheidendes: Protest hat Erfolg. Damit wuchs die Masse. Und auf der Straße sangen sie: Fuck all your wicked corruption!

Der Guru der Protestbewegungen, Sra Popovi, der vor Jahren den serbischen Präsidenten stürzte und heute mit seiner Nichtregierungsorganisation Aktivisten auf der ganzen Welt berät, sagte einmal bei einer Konferenz: Es stimmt nicht, dass es eine erfolgreiche und spontane gewaltlose Revolution gibt. Das gibt es auf dieser Welt nicht. Wann immer Sie junge Menschen in erster Reihe sehen bei dem Versuch, sich mit Polizei oder Militär zu verbrüdern, hat jemand vorher darüber nachgedacht.

Es gibt also eine politische Jugend, die von Protest zu Protest wächst, die nur einen Anlass braucht, wie den Brand, das Dekret, um aufzustehen und ihre Ideale zu verteidigen. Aber wo wurde vorher darüber nachgedacht?

Es ist der Morgen, nachdem Trump das Pariser Klimaabkommen aufgekündigt hat, und während die Welt den Schock verdaut, strahlt die Natur der Siebenbürger Westkarpaten im Westen des Landes mit all ihrer Kraft, als müsste sie beweisen, dass sie es wert ist, gerettet zu werden. Und wenn man gerade denkt, hier käme keine Zivilisation mehr, nur noch Berge und unendliches Grün, dann ist man schon fast in Roia Montan, einem Dorf wie aus einer anderen Zeit.

Es könnte die perfekte Idylle sein, wäre nicht das Gold im Boden.

Ein junger Mann mit blonden Haaren und einer roten Kappe fährt auf einem Rennrad ins Zentrum von Roia Montan. Freundlich grüßt er jeden, der ihm entgegenkommt. Die einen grüßen zurück. Die anderen drehen sich weg.

Er stellt sein Fahrrad vor den Einkaufsladen, wischt sich die Hände an der Hose ab, und dann steht er vor mir: Tica, 24, mit den weichen Augen und diesem frechen Grinsen, das einen sofort kriegt. Ticas Geschichte ist auch die der rumänischen Politisierung.

Roia Montan ist sein Lebensprojekt. Und es ist nicht untertrieben zu sagen, dass es durch Zufall dazu wurde, damals, 2012, als er in Kopenhagen Visual Arts studierte und ihm die Idee kam, in den Semesterferien mit dem Fahrrad zurück nach Rumänien zu fahren. Ihm fehlte nur ein Grund. Ein Grund, um ihn den Leuten zu erzählen, wenn

sie ihn fragen, warum er das mache. Vielleicht auch, um ihn sich selbst zu erzählen, sollte er irgendwann vergessen, warum er sich quält.

Da sah er im Internet ein Video über Roia Montan und erinnerte sich an die Zeit, als er das erste Mal diesen Ort sah. Er war vierzehn, trampelte mit einem Freund durch Rumänien, und an einer Bushaltestelle klebte das Poster des Fan Festivals, eines Musik- und Filmfestivals, das eine kleine Gruppe von Umweltaktivisten jedes Jahr in und für Roia Montan organisierte. Tica ging hin und erlebte Tage der ausgelassenen Jugend. Er lernte Altersgenossen aus dem ganzen Land kennen, tanzte zu den besten Bands, trank sein erstes Bier und schaute Dokumentarfilme. Es war auch das erste Mal, dass er von der Mine hörte.

Seit Ende der Neunziger will das Unternehmen Roia Montan Gold Corporation (RMGC), ein Zusammenschluss des kanadischen Konzerns Gabriel Resources und der staatlichen Bergbaufirma Minvest, hier eine Goldmine errichten, die größte Europas, um über sechzehn Jahre 300 Tonnen Gold und 1500 Tonnen Silber aus dem Boden zu holen. Tausende Arbeitsplätze würden entstehen, mehr als eine Milliarde Steuergelder in die Staatskasse fließen.

Doch Roia Montan müsste weichen, 2000 Menschen umsiedeln. Vier Berge würden gesprengt und ein Tal von der Größe von 500 Fußballfeldern zum Auffangbecken der giftigen Zyanidlauge werden, die bei der Goldgewinnung als Abwasser anfiel.

Tica entschied: Roia Montan sollte der Grund seiner Fahrradtour sein. Dreißig Tage treten und schwitzen. Dreißig Tage Asphalt. Dreißig Tage, an denen er jeden Tag den Menschen, die er traf, von Roia Montan erzählte und langsam merkte, wie es auch ihm immer wichtiger wurde. Als er am ersten Tag des Fan Festivals 2012 sein Ziel erreichte, warteten sie schon auf dem kleinen Platz des Dorfes auf ihn. Sie hatten Ballons dabei und T-Shirts mit seinem Namen. Ihm fehlten die Worte.

Obwohl RMGC eine Tagebaulizenz erhielt, bereits Grundstücke kaufte und Leute einstellte, verweigerten rumänische Behörden immer wieder die Betriebsgenehmigungen. Zu frisch war die Erinnerung an die Umweltkatastrophe in Baia Mare im Jahr 2000, als nach einem Dambruch in der dortigen Goldmine

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

100.000 Tonnen Zyanidabwasser den Boden verseuchten. Bis im August 2013 Ministerpräsident Victor Ponta sein Wahlversprechen brach und einen Gesetzesentwurf annahm, der RMGC endgültig grünes Licht gab.

In Roia Montan kündigte sich Anfang September 2013 die Unesco-Kulturerbekommission an, um das Zerstörungswerk vielleicht noch zu verhindern. Und Tica entschloss sich, hinzufahren und den Tag zu filmen.

Das ganze Dorf war voller Reisebusse, die Massen von Menschen herankarrten. Sie hatten Plakate dabei und skandierten: Wir wollen die Minen! Als Tica filmte, wie ein Herangekarrter zum anderen sagte, die Firma habe Sandwiches und etwas zu trinken versprochen, wenn sie heute hier so täten als ob, jagten sie ihn durch die Stadt.

Am Abend schnitt er ein zweiminütiges Video zusammen und stellte es online.

Am nächsten Morgen, Tica saß gerade im Auto, da hörte er im Radio die Stimmen aus seinem Video. Es war über Nacht durchs Internet gezogen, alle Fernsehsender, die vorher auf der Seite von RMGC gestanden hatten, zeigten es tagelang rauf und runter. Auf Youtube hatte es bald acht Millionen Klicks. Am nächsten Tag gingen die Jungen in Bukarest auf die Straße. 25.000 waren es.

Es war die erste Massendemonstration der Jugend seit dem Ende des Kommunismus. Und Roia Montan das größte Politikum in einem zuvor politisch resignierten Land.

Wir sind zusammen ganz oben auf den Berg über Roia Montan geklettert. Hätten die Proteste das Parlament nicht zur Kehrtwende gezwungen, stünden wir am Rande eines Riesenkraters.

Weißt du, Tica, sage ich, es ist seltsam. In all diesen Ländern, in denen ich war, ist die Umwelt kein Thema, das die Jugend mobilisiert. Es hieß, sie hätten andere, akutere Probleme. Aber hier, im ärmsten Land, das ich besuche, sehe ich zum ersten Mal, wie die Jugend sich für die Umwelt einsetzt. Ich verstehe das nicht.

Tica sagt: Damals, als ich da in der Menge in Bukarest stand, dachte ich, es funktioniert, weil Roia Montan so viele unterschiedliche Motivationen anspricht. Umweltbewusstsein, klar, wegen des Zyanidverfahrens und der Sprengung der Berge. Geschichte, weil es eines der ältesten Dörfer Rumäniens ist. Bürgerrechte, weil auch

die, die ihre Häuser nicht verkaufen wollten, dazu gezwungen worden wären. Wirtschaft, wegen der Korruption, derer sich die Firma bediente, um die Bürger auf ihre Seite zu bekommen. Nicht jeder Mensch hat in jedem dieser Bereiche dasselbe Gerechtigkeitsbewusstsein, deshalb war ich damals überzeugt, dass es an der Vielzahl liegt, dass wir plötzlich aufstehen. Aber das war es nicht. An was es tatsächlich lag, habe ich erst später verstanden, als ich längst in Roia Montan lebte.

Ein paar Tage nachdem die Proteste das Minenprojekt 2013 gekippt hatten, stand Tica, mit Rucksack und neuer Kamera, vor dem Einkaufsladen im Zentrum von Roia Montan und erklärte, er wohne jetzt hier. Der Besitzer zuckte nur mit den Schultern.

Achtzig Prozent der Leute aus Roia Montan haben ihre Häuser längst an die Firma verkauft und sind weg. Von den zwanzig Prozent, die noch da sind, haben wiederum achtzig Prozent nur mit dem Verkauf gezögert, weil sie dachten, später ließe sich mehr Geld rausschlagen. Tica zog also in ein Dorf, in dem nicht mehr als dreißig Personen leben, weil sie hier leben wollen. Das wäre schon so nicht leicht gewesen, aber in Tica sahen sie auch noch den Grund ihres Unglücks. Wegen des Videos.

Ein Jahr lang wurde er jeden Tag bedroht, beleidigt, manchmal gejagt. Irgendwann musste ihn ein Polizist begleiten.

Manchmal lag er nächtelang wach, weil er dachte, jetzt kommen sie. Neben das Bett hatte er einen Knüppel gelegt und schon mal geprobt, wie schnell er durch das Fenster entkommt. Aber auch wenn er sich manchmal fragte, was er verdammt noch mal in diesem Geisterdorf tue, so blieb er doch da, weil er sich vorgenommen hatte, den Leuten eben nicht nur zu sagen, dass sie Alternativen zur Mine hätten, sondern mit ihnen diese Alternativen zu leben.

Nur wie?

Er gründete einen Onlineshop: Roia-Montan-Alpaka-Socken, durch deren Herstellung die Frauen im Dorf etwas verdienen konnten. Aber für die meisten blieb er der, der ihnen das Geld nahm.

Da freute er sich, als auf einmal zwei 24-Jährige zu ihm kamen und mit ihm etwas für Roia Montan tun wollten. Er zeigte ihnen die Visit-Roia-Montan-Seite, die er gerade plante, um den Tourismus etwas anzukurbeln. Die beiden waren begeistert,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

doch als sie sich trafen, um daran weiterzuarbeiten, wollten sie lieber reden und trinken und rauchen.

Tica sagt: Ich konnte es ihnen noch nicht einmal übelnehmen, weil ich an dem Punkt endlich etwas begriffen habe: Es war einfach nicht ihr Traum. Und ich kann meinen Traum niemandem aufdrängen. Deshalb lag es auch nicht an den unterschiedlichen Aspekten von Roia Montan, dass auf einmal alle auf der Straße waren, die haben es vielleicht gefördert, aber der Grund war das Festival.

Das Festival hat zwei ganz wichtige Dinge bewirkt. Erstens hat es die Leute hergeholt, das Festival gibt es ja seit 2004, und jedes Jahr waren es wieder Tausende, die am Ende eine persönliche Verbindung zu diesem Ort hatten, Erinnerungen an Spaß und Freiheit. Wer engagiert sich schon für den Erhalt eines Ortes, den er gar nicht kennt, den selbst die Bewohner nicht mehr wollen?

Zweitens hat uns auf dem Festival niemand vorgegeben, was wir für Roia Montan machen sollen. In den Workshops, in den Filmen ging es immer darum, Aufgaben zu stellen, an denen wir uns ausprobieren konnten. Sie haben uns dieses Thema wie Samen in den Kopf gesät, aber uns trotzdem die Freiheit gelassen, die Form des Engagements zu unserem Traum zu machen. Rosia Montana ist eine Utopie. Eine Aufgabe. Ein Grund, unsere Träume zu verwirklichen. Ich wollte damals nur eine Fahrradtour machen, und als ich mein Ziel erreicht hatte und sie mir zujubelten, war ich plötzlich Umweltaktivist.

Und was mein Leben hier angeht, bin ich zwar Idealist, aber auch Realist. Die Alten werden irgendwann sterben, und ich kann nicht beeinflussen, ob Menschen hierherziehen werden. Wenn ich also nicht dasselbe mache wie die Festivalleute und in die Jungen investiere, dann gehen die weg, und ich will hier nicht mit fünfzig allein sitzen. Und ganz ehrlich, was hätte ich davon, wenn jetzt alle meinen Ideen folgen würden? Ich bin doch kein Anführer. Ich brauche Menschen mit eigenen Ideen.

Guck dir das da an!, ruft er plötzlich.

Wir sind wieder im Zentrum von Roia Montan angekommen. Tica zeigt auf eines der alten Häuser zwischen all den leeren Häusern von RMGC. Ein historisches

Gebäude, zwei Stockwerke, große Holztüren, eine Veranda zur Sonne hin. Es ist jetzt sein Haus, und es soll das der Jugend werden.

Jetzt, sagt Tica, bin ich genau da, wo ich hinwollte: in der Mitte. Und in zehn, fünfzehn Jahren, da werden wir dann sehen, ob es sich gelohnt hat. Ob ich dann mit einer Generation hier sitze, die anders denkt als die Alten.

Und dann steht er da, Tica, 24, mit den weichen Augen und diesem frechen Grinsen, das einen sofort kriegt.

Es ist kurz vor Mitternacht an einem Mittwoch im Juni, 29 Tage Europa liegen hinter mir, 19 Hotels, Tausende Kilometer mit dem Auto, mehr als ein Dutzend verschiedene Fahrten.

Ich schaffe es gerade noch, die Treppe hinaufzugehen, trinke einen Schluck Rotwein, dann falle ich in mein Bett und schlafe ein.

Doch mitten in der Nacht weckt mich eine Erinnerung auf. Es war nur ein flüchtiger Moment, ich hatte ihn längst vergessen, und nun spukt er in meinen Träumen herum.

Es war an einem der ersten Tage in Italien, ich lief mit meinem Rucksack zum Bus, musste mich beeilen, um den Flug nach Athen nicht zu verpassen. Und plötzlich stand er vor mir, ein junger Typ, 21 Jahre alt, braune Haare, dunkle Augen, er war ganz rot im Gesicht, strahlte so verlegen. Giuseppe.

Er fragte, ob er mich ein Stück begleiten dürfe, und als er darauf bestand, gingen wir gemeinsam Richtung Haltestelle. Er erzählte, dass er bei seinem Onkel als Imker arbeite, dass er das nicht für immer machen wolle, dass er sich vorgenommen habe, sich endlich mehr zu trauen.

An der Bushaltestelle angekommen, bat er mich, ihm meine Hand zu zeigen. Sie war voller Tinte.

Du schreibst?

Ja.

Ich schreibe auch.

Er kramte in seiner Jackentasche, holte eine Handvoll gestempelter Bustickets hervor. Alle voller Wörter. Eines streifte er glatt und hielt es mir hin. Ich las:

Ich halte es nicht aus. Ich will nicht leiden. Als ich nichts fühlte, habe ich die Gefühle vermisst. Jetzt sind sie zurück. Aber es ist nur Angst.

Wovor hast du Angst?, fragte ich.

Er schaute auf seine Schuhe. Ich glaube, er hatte nicht geahnt, dass ich Italienisch verstehe.

Vor allem, was kommt, sagt er. Vor allem, was ich gerne machen würde. Wird denn je alles gut sein?

Es traf mich. Ich hatte keine Antwort. Der Bus kam, ich umarmte ihn, dann stieg ich ein und sah ihn noch eine Weile dort stehen.

Und nun, in der Nacht meiner Rückkehr, war er plötzlich wieder vor meinen Augen, Giuseppe, auf einmal wusste ich, was ich hätte sagen sollen: Es wird vielleicht nie alles gut sein. Aber es wird immer einen anderen Ort geben, der wieder Zuversicht schafft.

Das hat Europa gezeigt.

Ich sollte sie mir packen, denke ich in dieser Nacht, die Traurigen, die ich auf meiner Reise traf, die Resignierten, die Verzweifelten.

Ich sollte Costis und Michelangelo nach Frankreich bringen, ihnen zeigen, wie schnell sich alles ändern, wie schnell Jugend die Macht erlangen kann, auch wenn es niemand kommen sieht.

Ich sollte Magdalena mit nach Roia Montan nehmen, ihr sagen, was es braucht, damit ein Land plötzlich für die Umwelt kämpft.

Ich sollte Connor nach Katalonien schicken, denn nur weil das schottische Referendum nun nicht kommt, heißt es nicht, dass die Möglichkeit zu entscheiden nie kommen wird.

Und Alberto nach Bukarest, damit er sehen kann, dass die andere Realität, die Realität der Jugend, für die Politik anderswo längst ein Vorbild ist.

Ja, das sollte ich machen, denke ich. Unbedingt.

Dann schlafe ich wieder ein.

Warum ist das ärmste Land der Welt so arm?

Reiche Staaten wollen das Elend im Süden bekämpfen. Was würde helfen? Ein Besuch in der Zentralafrikanischen Republik

Von Mark Schieritz, DIE ZEIT, 16.03.2017

Der Präsident des ärmsten Landes der Welt lebt hinter einem großen schwarzen Tor, das von einer Handvoll Männern mit Maschinengewehren bewacht wird. Wer es passiert, steht vor einem Bürocontainer mit einer Satellitenschüssel auf dem Dach. Ein Hintereingang führt in ein holzgetäfeltes Arbeitszimmer mit schweren Vorhängen, die die Nachmittagshitze draußen halten sollen. Dort sitzt Faustin Archange Touadéra, der Präsident, in einem der überdimensionierten Ledersessel, und irgendwie sieht er darin etwas verloren aus.

Eigentlich ist Touadéra Mathematikprofessor. Vor ein paar Jahren ging er in die Politik, um seinem Land »zu dienen«, wie er sagt. Und ziemlich schnell wurde ihm klar, dass das komplizierter ist als die komplizierteste mathematische Gleichung. Denn Touadéras Land ist die Zentralafrikanische Republik.

Wenn man auf einer Karte des afrikanischen Kontinents eine Linie von Nord nach Süd und eine weitere von Ost nach West zieht, dann liegt es ziemlich genau dort, wo beide Geraden sich schneiden. Einmal im Jahr veröffentlichen die Vereinten Nationen eine Rangliste, die die Staaten der Welt nach ihrem Wohlstandsniveau sortiert. Die Zentralafrikanische Republik belegt den letzten Platz. Ganze 581 Dollar jährlich beträgt dort das Pro-Kopf-Einkommen – in Deutschland sind es 43 919 Dollar.

Warum ist das so?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Warum verfügt der Bürgermeister von Paderborn über ein höheres Budget als der Präsident eines Landes, das doppelt so groß ist wie die Bundesrepublik?

Warum rollen in Deutschland Jahr für Jahr fast sechs Millionen Autos vom Band, im Reich von Faustin Archange Touadéra aber kein einziges?

Warum werden die Deutschen im Schnitt 81 Jahre alt, die Menschen im Herzen Afrikas aber nur knapp 51 Jahre?

Warum also sind arme Länder arm – und reiche Länder reich?

Unzählige Ökonomen haben sich mit dieser Frage beschäftigt. Sie haben die Ursachen der Armut erforscht und sich überlegt, was den Armen helfen könnte. Doch in die Schaltzentralen der internationalen Politik sind sie mit ihren Ideen kaum vorgedrungen. An diesem Wochenende wird sich das ändern. Dann werden die Finanzminister und Notenbankchefs der größten Wirtschaftsnationen (G20) auf ihrem Gipfeltreffen in Baden-Baden darüber sprechen, wie sich die Armut in Afrika bekämpfen lässt.

Das ist keine Selbstverständlichkeit, denn mit Staaten verhält es sich ein wenig wie mit Menschen: Es gibt Clubs für Reiche und solche für Arme. Die G20 ist der Club der Reichen, und die haben sich bislang vor allem mit der Frage befasst, wie sie noch reicher werden. Doch seit sich in Afrika Hunderttausende in der Hoffnung auf ein besseres Leben auf den Weg machen, sind die Probleme von Präsident Touadéra auf einmal auch: die Probleme des Westens. So sieht das zumindest Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble, der das Thema auf die Agenda gesetzt hat.

Doch wie so häufig in der Ökonomie gibt es nicht eine, sondern viele Theorien, die zu erklären versuchen, warum arme Länder arm sind. Einige Experten führen Armut auf die geografische Lage eines Landes zurück: Der Zugang zum offenen Meer sei eine wichtige Voraussetzung für die wirtschaftliche Entwicklung, weil er den Handel erleichtere. Das klingt einerseits logisch, andererseits ist die Schweiz recht weit vom Meer entfernt und trotzdem eines der reichsten Länder der Welt.

Andere halten das Klima für einen wichtigen Grund. Wegen der kühlen Witterung in Mitteleuropa mussten sich die Menschen demnach schon frühzeitig darum kümmern, nicht nass zu werden und zu frieren. Die Schwüle am Äquator lade

dagegen gewissermaßen zum Müßiggang ein. Doch das erklärt nicht, warum tropische Staaten wie Malaysia vergleichsweise reich werden konnten.

Und wieder andere Ökonomen argumentieren, dass die Armen arm sind, weil die Reichen reich sind: Der Norden schirme seine Märkte ab, weshalb die Länder des Südens ihre Produkte dort nicht verkaufen könnten. Dazu wiederum passt nicht, dass China genau das getan hat und damit Millionen von Chinesen den Weg aus der Armut geebnet hat.

Das sind die Theorien der Experten. Aber wie sieht es Faustin Archange Touadéra in Bangui, für den die Armut zum Regierungsalltag gehört wie für Angela Merkel die Rentendebatte?

»Herr Präsident, warum ist Ihr Land so arm?«

»Wir haben praktisch keine Regierung. Wir sind nicht in der Lage, die Bevölkerung zu beschützen. Wir müssen das alles wieder aufbauen.«

»Woran fehlt es Ihnen?«

»Vor allem die Infrastruktur macht uns Sorgen. Es gibt kaum Straßen und zu wenig Strom.«

Touadéra gilt als Hoffnungsträger in einem Land, dessen Geschichte wie die Geschichte so vieler afrikanischer Staaten bislang wenig Anlass zur Hoffnung bot. Nach dem letzten Putsch im Jahr 2013 verübten rivalisierende Milizen Massaker, bei denen Tausende getötet und Hunderttausende in die Flucht getrieben wurden. Touadéra ist der erste Präsident seit vielen Jahren, der durch eine einigermaßen faire Wahl an die Macht gekommen ist.

Es gibt andererseits kaum einen Politiker auf der Welt, der sich nicht über den Zustand der Straßen in seinem Land beklagen würde. Deshalb lohnt sich ein Besuch bei Jean-Christophe Carret, der viel weiß über Strom und Straßen und noch mehr über die Ursachen der Armut. Denn Carret ist Volkswirt, er arbeitet für die Weltbank. Die Weltbank ist vor einem halben Jahrhundert gegründet worden, um die Armut auf der Welt zu besiegen. Sie hat mehr als 10 000 Mitarbeiter in über 120 Ländern, Jean-Christophe Carrets Büro liegt ganz in der Nähe des Präsidentenpalasts.

»Herr Carret, warum sind die Leute hier arm?«

»Steigen Sie ein, ich zeige Ihnen etwas.«

Carret steuert seinen Geländewagen Richtung Norden, in Begleitung eines Trupps schwer bewaffneter Blauhelmsoldaten, weil immer noch Milizen die Gegend unsicher machen. Der Konvoi durchquert die quirligen Außenbezirke von Bangui mit ihren Märkten, auf denen Fahrradreifen, Benzin in Flaschen, Unterhosen und ein ausgebrannter Citroën angeboten werden. Danach sind nur noch vereinzelte Lehmhütten zu sehen, dafür säumen schier endlose Buschwälder die staubige Piste. Nach eineinhalb Stunden Fahrt wird das Gelände bergiger, das Tosen eines gewaltigen Wasserfalls ist zu hören.

Carret geht auf eine frisch renovierte Gewerbehalle zu. Im Inneren bringt das herabfallende Wasser fünf Turbinen zum Rotieren, die Generatoren in der Größe eines Kleinbusses antreiben. »Das ist hier die einzige öffentliche Energiequelle, eine Hochspannungsleitung transportiert den Strom nach Bangui, wir haben die Anlage saniert«, sagt Carret. »Ein Staudamm sorgt dafür, dass auch in der Trockenzeit genug Wasser da ist. Wir können von hier aus die Stadt mit Strom versorgen, aber es reicht nicht, um Fabriken am Laufen zu halten.«

Es gibt in der gesamten Zentralafrikanischen Republik genau ein Großunternehmen – eine Brauerei in einem Vorort von Bangui. Sie gehört dem französischen Getränkekonzern Castel, der dort ein malziges Bier braut und die Hälfte seines Energiebedarfs teuer mithilfe eines eigenen Generators erzeugen muss – ein weit verbreitetes Phänomen in Afrika. Nach einer Studie der Unternehmensberatung McKinsey produzieren die 49 südlich der Sahara gelegenen Staaten jährlich etwa 423 Terawattstunden elektrische Energie. Die USA verbrauchen etwas mehr als das Neunfache. Die schlechte Stromversorgung halte viele Unternehmen von Investitionen ab.

Wenn es mehr Strom gäbe, würden sich also mehr Firmen in Afrika ansiedeln – und das würde im Kampf gegen die Armut helfen. Denn Firmen spielen nach den Erkenntnissen von Entwicklungsforschern im Kampf gegen die Armut eine Schlüsselrolle. China war noch vor dreißig Jahren ein bitterarmes Land. Dann wurden

gewaltige Produktionsstätten errichtet, die Millionen von einfachen Menschen in Arbeit brachten. Diese Menschen konnten sich von ihrem Lohn eine bessere Schulausbildung für ihre Kinder leisten, die dann eine Anstellung als Ingenieur oder Facharbeiter erhielten. Heute ist China weltweit die zweitgrößte Volkswirtschaft.

Es ist allerdings in den vergangenen Jahren etwas aus der Mode gekommen, in Entwicklungsländern Staudämme und Kraftwerke zu bauen. Das hat damit zu tun, dass bei solchen Großprojekten oft wenig Rücksicht auf die Umwelt und die betroffenen Menschen genommen wurde. Statt Stromleitungen und Generatoren wurden Kleinbauern und Kreditgenossenschaften gefördert. Es gibt sogar Experten, die wie der Wirtschaftsnobelpreisträger Angus Deaton die Entwicklungshilfe radikal streichen wollen, weil die Zahlungen nur korrupte Regime am Leben erhielten und schlimmstenfalls sogar Schaden anrichteten. Wenn eine Regierung beispielsweise regelmäßig Geld für den Staatshaushalt aus dem Ausland bekomme, müsse sie sich nicht darum kümmern, dass die Menschen im eigenen Land genug verdienen, um Steuern zahlen zu können.

Auch Carret hat sich mit solchen Theorien beschäftigt. Aber seine größte Sorge ist, dass die Zentralafrikanische Republik in eine Spirale der Gewalt zurückfällt, wenn die Bevölkerung nicht das Gefühl habe, dass es ihr mit einem demokratisch gewählten Präsidenten auch finanziell besser gehe. Deshalb finanzierte er mit Weltbankgeld die Gehälter der Staatsbeamten, als die Regierung dazu nicht in der Lage war. Deshalb ließ er Straßen sanieren, um Arbeitsplätze für die Landbevölkerung zu schaffen. Und deshalb will er dafür sorgen, dass endlich auch die Turbinen, die schon seit Jahren auf einer Baustelle neben dem Wasserkraftwerk liegen, installiert werden. Und dass vielleicht sogar mithilfe chinesischer Investoren ein Solarkraftwerk gebaut wird, damit in Bangui Strom nicht mehr Mangelware ist.

Wenn all das gelänge: Wäre das Land dann wirklich nicht mehr arm?

Einige Kilometer außerhalb von Bangui befindet sich eine Kaserne, geschützt mit Mauern und Stacheldraht. Hier hat Masse Noudjoutar das Sagen, Kommandeur des dritten Infanteriebataillons der zentralafrikanischen Armee. Seine Soldaten stehen auf dem Exerzierplatz in Zweierreihen, es riecht nach Fisch, der über offenem Feuer gebraten wird. Merkwürdig ist nur, dass kaum jemand Waffen trägt.

»Kommandant Noudjoutar, warum ist das Land arm?«

»Sehen Sie sich doch um. Wir sind zu wenige. Wir haben kaum Ausrüstung«, sagt er. Noudjoutar baut mit Unterstützung belgischer und französischer Militärs die Armee des Landes auf. Sie bringen den Soldaten bei, wie man Kontrollpunkte bemannt, was im Kampf erlaubt ist und wie man mit Gefangenen umgeht. Das Problem dabei: Bislang ist die Armee gerade einmal ein paar Hundert Mann stark – und das ist nicht genug, um das Land zu befrieden.

Es gibt nicht nur zu wenig Soldaten, es gibt auch zu wenig Polizisten, zu wenig Lehrer und zu wenig Finanzbeamte. Es fehlt an unabhängigen Richtern, Ministerialbeamten, Steuerprüfern. Auf dem Papier ist die Zentralafrikanische Republik ein ordentlich gegliedertes Staatswesen mit 16 Präfekturen und 179 Kommunen. Doch die Praxis sieht anders aus. Etwa die Hälfte der Gemeindeverwaltungen muss mit einem Budget von weniger als einem Euro auskommen – im Jahr. Und so müssen sie zusehen, wie die im Osten des Landes abgebauten Diamanten über die Grenze geschmuggelt werden, wo sie die Taschen der Milizenführer füllen, statt der eigenen Bevölkerung zugutezukommen.

Selbst wenn Geld da ist, wird es häufig so eingesetzt, dass es dem Land eher schadet als nützt. Davon kann der einzige Großunternehmer des Landes erzählen, der Chef der Brauerei, ein umtriebiger Franzose, der schon seit mehr als 20 Jahren in Afrika arbeitet. Während Unruhen musste er einmal den Betrieb einstellen, weil der Diesel für den Betrieb der Generatoren geklaut wurde – und etwa 15 000 Bierflaschen. Das größte Problem aber seien die Behörden, sagt der Brauereichef. Vor ein paar Jahren habe er ein Dutzend Arbeiter entlassen müssen, weil die Geschäfte schlecht gelaufen seien. Die Kündigung sei vor Gericht bestätigt worden. Wenig später habe dasselbe Gericht sie für unrechtmäßig erklärt und ihn zu einer Strafzahlung verurteilt. Begründung: Das Gesetz habe sich eben geändert.

Früher hielten viele Entwicklungsexperten den Staat für überflüssig, für einen bürokratischen Apparat, der das Wirtschaftswachstum hemme. Heute weiß man, dass wirtschaftlich erfolgreiche Länder in der Regel über einen starken Staat verfügen, der sicherstellt, dass Privateigentum geschützt wird, dass die Gesellschaft nicht auseinanderdriftet, dass die Schulen und Universitäten funktionieren und dass die

Regeln von heute auch morgen noch gelten. Eine neue Fabrik rechnet sich häufig erst nach vielen Jahren. Ohne ein Mindestmaß an Rechtssicherheit geht kein Investor das Wagnis ein, eine zu errichten.

In den meisten afrikanischen Ländern ist der Staat nicht stark, sondern aufgebläht: Er macht sich dort breit, wo er nichts zu suchen hat, und fehlt, wo er gebraucht wird. Es ist extrem kompliziert, eine Firma anzumelden, Unternehmen kommen nur schwer an neue Kredite, und Vorschriften werden so ausgelegt, wie es gerade passt. In einer aktuellen Untersuchung der Weltbank zur Standortqualität in ihren Mitgliedstaaten belegt die Zentralafrikanische Republik unter 190 Ländern Rang 185. Auch die geschäftstüchtigsten Unternehmer können unter solchen Bedingungen nicht expandieren und Arbeitsplätze schaffen.

Dass es nach den schweren Unruhen der vergangenen Jahre nicht für einen vorderen Platz reicht, ist nicht verwunderlich, und doch fällt auf, dass unter den Geschäftsleuten und Entwicklungshelfern, Politikern und Militärs in Bangui keiner die Geografie für die Misere des Landes verantwortlich macht, sich kaum jemand über das Klima beklagt oder darüber, dass der Norden seine Märkte abschotten würde. Was im Land selbst geschieht, scheint ihnen wichtiger zu sein.

Das passt zu der These, die der Wirtschaftsforscher Daron Acemoğlu vom Massachusetts Institute of Technology in den USA aufgestellt hat. Acemoğlu glaubt, dass der Wohlstand eines Landes davon abhängt, wie dieses Land seine Angelegenheiten regelt. In den meisten armen Staaten habe eine kleine Elite die Macht über politische und ökonomische Ressourcen und nutze sie, um sich selbst zu bereichern. Weil sich Leistung nicht lohne, bleibe der Fortschritt aus. Reiche Länder dagegen seien reich, weil wirtschaftliche und politische Freiheitsrechte der Ausbeutung der Bevölkerung Grenzen setzten und staatliches Handeln sich stärker am Wohl der Allgemeinheit orientiere.

Das war vor langer Zeit womöglich auch in der Zentralafrikanischen Republik so. Die Menschen lebten in vergleichsweise stabilen Verhältnissen, bis vom 15. Jahrhundert an wie in vielen südlich der Sahara gelegenen Staaten zuerst Sklavenhändler aus Nordafrika und später die Europäer – in diesem Fall die Franzosen – das Land heimsuchten. Neuere Studien zeigen, dass durch diese Raubzüge die

existierenden gesellschaftlichen Strukturen zerstört wurden, sodass sich ausbeuterische Regime festsetzen konnten. Darunter leiden die Institutionen der betroffenen Länder bis heute.

Aber – und das ist die eigentliche Botschaft von Daron Acemoğlus Untersuchungen – Armut ist kein Schicksal. Wenn es zum Beispiel gelänge, im Norden von Bangui die zusätzlichen Turbinen zu installieren, wenn Masse Noudjoutar mehr Soldaten bekäme und wenn die Richter die Gesetze interpretierten, statt sie zu beugen, dann könnte die Zentralafrikanische Republik in der Wohlstandstabelle nach oben rücken. Deshalb geht es am Wochenende in Baden-Baden vor allem darum, wie sich die Rahmenbedingungen für private Investitionen in Afrika stärken lassen.

Einen Tag nachdem Präsident Faustin Archange Touadéra hinter seinem schwarzen Tor den Wiederaufbau seines Landes angekündigt hat, versammeln sich ein gutes Dutzend Männer und Frauen im französischen Kulturinstitut von Bangui. Dort findet eine Art Gründerbasar statt, und sie sind gekommen, um ihre Ideen zu präsentieren. Einer plant, aus alten Plastikflaschen eine Art Straßenbelag herzustellen, ein anderer hat einen Holzkühlschrank entwickelt, der angeblich wenig Energie verbraucht, ein Dritter will einen Energydrink aus den Blättern des Meerrettichbaums herstellen, der in den tropischen Regionen Afrikas an jeder Ecke wächst. »Mein Ziel ist die Massenproduktion. Ich möchte eine Fabrik bauen«, sagt er.

Genau darum geht es.

Wut und Glück

Berlin möchte so gern Weltmetropole werden – dabei ist es längst eine

Von Alexander Osang, Berliner Zeitung, 30.06.2017

Vor ein paar Wochen habe ich zum ersten Mal den Berliner Kultursenator Klaus Lederer getroffen. Ich dachte jedenfalls, es wäre das erste Mal. Es war im zweiten Stock des Gebäudes vom Neuen Deutschland am Franz-Mehring-Platz. Ein paar Berliner Autoren lasen hier Texte aus Büchern, die im Mai 1933 von den Nazis verbrannt wurden. Lederer stellte sich vor und sagte, er habe mich ja vor vielen Jahren schon mal bei der Berliner Zeitung getroffen, wo ich in einem Zimmer mit meinem Kollegen André Mielke saß.

„Zwischen Ihre Schreibtische hatten Sie eine DDR-Fahne gehängt“, sagte Lederer. Er lächelte. Ich konnte mich weder an ihn noch daran erinnern, jemals irgendwo eine DDR-Fahne aufgehängt zu haben, schon gar nicht in meinem Büro. Ich habe, so weit ich weiß, auch nie ein Zimmer mit meinem Kollegen André Mielke geteilt. Natürlich war das alles sehr lange her, mindestens 25 Jahre, und immerhin war Lederer inzwischen Berliner Kultursenator. Senator für Kultur und Europa, um genau zu sein. Viel mehr geht eigentlich nicht. „Muss ich verdrängt haben“, sagte ich.

Lederer lächelte, neben ihm stand ein kleiner, älterer Herr mit Bart, der sich ausschüttete vor Lachen. Er rief immer wieder: „Verdrängt. Verdrängt.“ Ich hatte das Gefühl, in eine Kabarettnummer geraten zu sein.

Dann ging ich in den Saal, um die Anfangskapitel aus „Die Mutter“ von Maxim Gorki vorzulesen, die mich an meine Zeit als Lehrling bei den Neubrandenburger Wasserbetrieben erinnerten. Im vorrevolutionären Russland wurde genauso viel gesoffen wie auf meinem Entstörfahrzeug beim VEB Wasserwirtschaft und

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Abwasserversorgung. Die Neubrandenburger Kollegen bevorzugten „Timm’s Saurer“ aus der Kaulsdorfer Schnapsbrennerei Schilkin.

Am Freitagmorgen mussten wir Lehrlinge den Facharbeitern eine Flasche kaufen, dann fuhren sie uns gleich vor der Schicht zum Bahnhof, von wo wir nach Berlin flohen. Die Facharbeiter aber fuhren mit ihrem Robur zurück in den Wald, tranken Schnaps und spielten Karten, bis die Schicht zu Ende war und sie in der Kneipe weitersaufen konnten. Aus leckeren Neubrandenburger Leitungen suppte das Wasser ungestört.

Schon damals hatte ich das Gefühl, dass die guten Zeiten vorbei waren, ohne allerdings zu wissen, ob es die jemals gegeben hatte.

Ich erzählte den Leuten im Lesesaal vom Neuen Deutschland, dass mich der Anfang von Gorkis „Die Mutter“ an meine Lehrzeit erinnerte, aber auch an den Anfang des amerikanischen Zeichentrickfilms „Oben!“, der ja ebenfalls das gleichmütige Verstreichen der Zeit und der Hoffnungen beschreibt. Ein ganzes Leben rollt da in fünf Minuten vor unseren Augen ab. Am Ende des „Oben!“-Vorspanns ist aus einem abenteuerlustigen Jungen ein starrköpfiger Alter geworden, der mit letzter Kraft seinen alten Platz in einer neuen, anderen Welt behaupten will. Sein kleines Holzhaus steht zwischen Wolkenkratzern. So ist es am Ende leider oft.

Die Leute im ND-Saal sahen mich verständnislos an. Vielleicht hielten sie es für verantwortungslos und unhistorisch, „Die Mutter“, den Klassiker des sozialistischen Realismus, mit einem Zeichentrickfilm aus Hollywood beziehungsweise meinen Saufgeschichten zu vergleichen. Vielleicht wollten sie nicht an ihr eigenes Schicksal erinnert werden.

Nur Klaus Lederer lächelte immer noch. Er kennt sich mit Zeitenwenden aus. Lederer wurde in Schwerin geboren, wuchs in Frankfurt an der Oder auf und zog 1988 mit seinen Eltern nach Berlin. Hohenschönhausen. Da war er vierzehn, ein schwieriges Alter für einen Umzug. 1990, mit sechzehn also, betrat er – zumindest in seiner Erinnerung – ein Büro der Berliner Zeitung, wo mein Kollege André Mielke und ich zusammen mit einer DDR-Fahne saßen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

So muss es gewesen sein, damals in Berlin, und so ging es immer weiter. Jeden Tag ging die Welt unter. Etwas verschwand. Die Mauer, die DDR, die DDR-Fahne, der Palast der Republik, die Honeckers, die Subventionen für Kinderschuhe und Turnhosen, das Industriegebiet Oberspree, die Prenzlauer Berger Boheme. Der Spruch, den jemand auf eine Mauer neben unserem Verlagsgebäude gesprüht hatte: „Das Chaos ist vorbei. Es war die schönste Zeit!“ Die Deutschlandhalle, die Werner-Seelenbinder-Halle. Timm's Saurer. Apricot Brandy. Pfefferminzlikör. Kirsch-Whisky. Günter Schabowski, Richard von Weizsäcker, der Flughafen Tempelhof, die erfolgreichen Zeiten von BFC Dynamo, Tennis Borussia und Blau Weiss. Andy Thom. Die Neue Berliner Illustrierte, Super!, Für Dich, Freie Welt, Horizont, Wochenpost. Der Trabant, der Wartburg, das Tacheles, der Torpedokäfer, die Avus-Rennen, das alte Kranzler, Harald Juhnke, Manfred Krug. Verschiedene Wagenburgen und besetzte Häuser. DT64, Rias Berlin, das Hotel Unter den Linden. Die Funktion des ICC. Tino Schwierzina, das Ampelmännchen, Walter Momper, Eberhard Diepgen, Klaus Wowereit. Das Café-Nord. Die Love Parade. Die Ostschrippe. Die Westschrippe. Rio Reiser. Lord Knud. Heiner Müller. Die F6. Die Ernte 23. Die Säufer und die Raucher.

Gerade verschwindet die gute alte Volksbühne.

Lederer hat sich noch an sie geklammert. Er hat sich zu Gesprächen mit Chris Dercon getroffen, der das Theater von Frank Castorf übernimmt. Chris Dercon ist ein belgischer Kulturmanager, der zuletzt in London gearbeitet hat. Frank Castorf kommt aus Ost-Berlin. Er lernte bei der Reichsbahn, sein Vater hatte eine Eisenwarenhandlung. Castorf hat ein ausgelassenes Verhältnis zu aller Art von Drogen, Frauen und dramatischem Material. Dercon hat einen gepflegten Bart. Lederer kommt aus einer Stadt an der polnischen Grenze, wo die Lokalzeitung früher Neuer Tag hieß und heute Märkische Oderzeitung, er ist Mitglied der Linken, schwul und singt gelegentlich in der A-cappella-Gruppe namens Die Rostkehlchen.

Interessante Runde. Die Gesprächsprotokolle erinnern an die von Friedensverhandlungen im Nahen Osten. Dercon sagt: „Wir haben uns geeinigt, uns nicht zu einigen.“ Castorf sagt nix, es heißt, er will das Laufrad vor der Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz mitnehmen, wenn er geht. Seine Band ist auf Abschiedstour.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Lederer sagt: „Am Ende blieb es bei unterschiedlichen Sichtweisen auf Theaterbetrieb und -funktion. Diese Differenz mag ungewöhnlich sein, ich halte sie jedoch für aushaltbar.“

Aushaltbar. Interessantes Wort. Mein Rechtschreibprogramm hat es nicht erkannt, dabei beschreibt es die Berliner Attitüde treffend. Is auszuhalten. Muss ja. Wenn ick könnte, wie ick wollte. Kann ick aber nich. Eener muss it ja machen. Bleibt ma nüscht Walter Ulbricht. Wat soll't. Scheiß druff.

Aushaltbar, Alter. Das ist der Kommentar des Großstädters, der jedes Problem als eine weitere Zumutung empfindet, die er ertragen muss. Neben dem ganzen anderen Scheiß.

Die Laktoseintoleranz und Glutenunverträglichkeit der Neuberliner. Dinkelbrot. Die Cafés, in denen nur noch Englisch gesprochen wird. Schwabenbäcker. Hammelgrillen im Stadtpark. Veganer. Mütter, die mit ihren sperrigen Fahrrädern und ungezogenen Kindern Bürgersteige blockieren. Mietspiegel. Klagen auf Eigenbedarf. Räumungen. Townhäuser. Die dicken Geländewagen. Chris Dercon und die Soccer Moms. Touristen aus Spanien. Touristen aus England. Die Bundesregierung. Die „be Berlin“-Kampagne, die die Stadt als Spielplatz vermarktet. Amerikaner in Mitte. Mitte überhaupt. Aber auch: linke Stadträte und Senatoren. Ungehobelte Russen in Trainingshosen, Rumänenbanden und Castorf. Stasimethoden. Stalinisten. Ostlehrerinnen. Platte. Neonazis aus Brandenburg. Wildschweine aus Brandenburg. Ostkindergärtnerinnen. Weizenmehl. Fleisch. Marzahn. Hellersdorf. Ahrensfelde. Die S-Bahn. Die U-Bahn. Die Straßenbahn. Der Bus. Die aggressiven Autofahrer. Die aggressiven Radfahrer. Tempo 30! Fahrradautobahn! Und: Einheitsdenkmal, Stadtschloss, Hundekacke. Prenzlauer Berg. Charlottenburg. Tegel, Schönefeld.

Vor ein paar Tagen habe ich mich mit einem alten Kumpel in einer Kneipe am Zionskirchplatz verabredet. Zwei Minuten, bevor ich da war, schickte er eine WhatsApp-Nachricht: „Nee, wir müssen woanders hin. Die haben nur Tannenzäpfle-Bier!“

Wir waren schon zusammen in Nordkorea und in Ostpreußen, wir haben dem Fackelzug der FDJ Unter den Linden beobachtet, während im Prenzlauer Berg

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Demonstranten verprügelt wurden, er ist in meine Wohnung gezogen, nachdem er sich von seiner Frau trennte, aber dieses badische Pissbier war dann doch zu viel. Das hat weniger mit Osten und Westen zu tun als vielmehr mit Metropole und Provinz.

Ich lese morgens im Bett die Newsletter verschiedener Zeitungen auf meinem Handy. New York Times, Spiegel, Handelsblatt, Tagesspiegel. Sie sind alle mehr oder weniger liebevoll gemacht, oft hat man den Eindruck, das große Zitatelexikon liegt in Reichweite der Autoren, aber grundsätzlich muss man den Hut vor den Kollegen ziehen. Sie wecken mein Interesse an der Welt. Jeden Morgen. So richtig in Berlin-Stimmung bringen mich aber nur die Newsletter vom Tagesspiegel. Sie transportieren die perfekte schlechte Laune. Wortspiele bis zum Abwinken. Zitate aus den Berliner Amtsstuben. Verspätungen. Intrigen. Irrwitz. Größenwahn und Provinzialität. Und immer die aktuelle Zahl zum Schönefeld-Wahnsinn.

Es ist, als würde man sich mit dem Busfahrer unterhalten. Allet Scheiße, da draußen. Größer hamsit nich oder wat? Schönen Schrank, ooch. Man hat schon so einen Hals, wenn man im Bad ist. Gute Sache.

Die schlechte Laune ist ein Merkmal der Großstadt. Man findet sie in New York und in Berlin. Nur dort beklagt man das Verschwinden von Dingen, die man nicht vermisst, wie den Palast der Republik, den Flughafen Tempelhof oder den Trödelladen in der Bötzowstraße, dessen Besitzer rauchte und Kriegsbücher las. David Letterman, der berühmteste New Yorker Talkmaster aller Zeiten, hat in jeder dritten Show bedauert, dass es keine Nutten mehr auf dem Times Square gibt.

Inzwischen ist er selbst weg. Wie Wolfgang Neuss, der einst bedauerte, dass Richard von Weizsäcker nicht mehr Regierender Bürgermeister von Berlin ist. Da hatte Neuss bereits keine Zähne mehr. Er nannte Weizsäcker „Ritschie“.

Vor ein paar Tagen hat sich Bushido in der Zeit darüber beschwert, dass in Kreuzbergs „Klein Istanbul“ heute neun von zehn Leuten Hipster seien. In einem Laden am Kottbusser Damm, wo Bushido seit 20 Jahren seinen Köfte isst, wird er blöd von einem Typen angesehen, der gerade aus Baden-Württemberg nach Berlin gezogen ist. Einer von denen, die tagelang auf Kreuzberger Dächern rumgammeln, um

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

die Skyline zu bewundern. Sagt Bushido. Nicht einfach, das zuzugeben, aber ich verstehe ihn. Wir sind länger hier. Das Laufrad gehört uns.

Das andere Merkmal der Metropole ist die Angst der Zugezogenen vor ihrer neuen Heimat, die sich oft hinter absurdem Selbstbewusstsein verbirgt. Man will ja nicht auffallen. Also redet man sehr laut im Bäcker und bringt große Pläne mit in die Stadt.

Schlechte Laune und ambitionierte Angst. Man sieht diese beiden Eigenschaften sehr gut in den Gesichtern von Castorf und Dercon. Wat willst'n hier?, sagt Castorfs Gesicht. Alles, sagt Dercon.

„Die Volksbühne ist schon jetzt nicht mehr nur ein Gebäude, eine Nord-Süd-Achse führt direkt durch sie hindurch, von Tempelhof über Neukölln und Mitte zum Prater. Und im Großen von Syrien bis Schweden“, sagt Chris Dercon. Würde Castorf mit Dercon reden, hätte er ihm wahrscheinlich geraten: Trink erstmal 'n Schnaps.

Ich habe nicht immer verstanden, was mir Frank Castorf mit seinen Stücken sagen wollte, aber ich glaube, die Achse Syrien-Schweden war nicht seine Sache. Ich war vor zwanzig Jahren mal mit der Volksbühne in Belgrad. Zwischen den Kriegen. Eine der seltsamsten und schönsten Reisen, die ich als Reporter unternommen habe.

Als auf dem Theaterfestival im geschundenen Belgrad gerade seine Inszenierung von „Pension Schöllner: Die Schlacht“ lief, saß Castorf in der Kantine und betrank sich mit Rakija, ein Schnaps, der ihn an eine glückliche Zeit in Bulgarien erinnerte, wie er mir sagte. Darum geht's ja oft. Die glückliche Zeit. Damals. Jedenfalls kam er nach der Premiere ziemlich bezündet ins Foyer, wo der aufgeregte deutsche Botschafter in Serbien mit einer Kurzanalyse des Stücks wartete, die er sich zurechtgelegt hatte. Castorf sah ihn kurz mit seinem Tranceblick an, und sagte: „Ham Se wieder wat über Deutschland gelernt, was?“

„Ich kenne Deutschland, aber Sie kannte ich bisher noch nicht“, sagte der Botschafter.

„Nu kenn Se mich ja“, sagte Castorf und ließ den Mann stehen.

So schmerzlich der Berliner Widerstand für ihn sei, sagte Chris Dercon der Zeit, das Nachdenken darüber sei inspirierend und führe einen in die DNA dieser Stadt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Lese man eine Chronik aller ost-westdeutschen Missverständnisse nach der Wiedervereinigung, dann verstünde man auch das Phänomen Volksbühne.

Dercon hat seinen Freund Richard Sennett gefragt, was los ist. Dercon wollte wissen, warum er, der sich immer für einen Linken gehalten habe, in Berlin plötzlich als neoliberaler Eroberer gelte. Ich glaube nicht, dass Richard Sennett eine Antwort hatte. Sennett kommt aus Chicago. Er ist Soziologe und hat beschrieben, wie das Finanzkapital den Menschen zerstört.

Das ist nicht das Problem von Berlin und schon gar nicht das der Volksbühne. Ich habe mich mit Sennett vor zehn Jahren ein paar Mal in einem schönen Townhaus der New York University unterhalten. Er wusste nix von Berlin. Ich habe ihm ein Buch über den sich verändernden Charakter des Berliner Plattenbaubezirks Hellersdorf geborgt, das er mir nie zurückgegeben hat. Wenn er es noch hat, sollte er es Dercon weitergeben, aber ich vermute, er hat es irgendwo liegen lassen. Es war ein dickes, etwas unhandliches Coffetablebook.

Ich glaube, Dercon hat Sennetts Namen fallen gelassen, um sich festzuhalten. Aus dem Grund ließ er auch die Namen von Rem Koolhaas und Paul Mason fallen. Ein amerikanischer Starsoziologe, ein holländischer Stararchitekt und ein englischer Starjournalist. Dercon will auf der richtigen Seite der Geschichte stehen, vorn. Das ist menschlich, erst recht, wenn man im Kulturbetrieb arbeitet, wo ja jeder vorn sein will. Aber Dercon sollte als Londoner wissen, dass sich ein Großstädter nicht von Namen beeindrucken lässt.

Den Potsdamern schwoll die Brust, als der greise brasilianische Stararchitekt Oscar Niemeyer ankündigte, der Stadt eine Schwimmhalle zu bauen. Die Hamburger glauben, sie wohnen plötzlich in der Mitte der Welt, nur weil sie ein neues Konzerthaus haben und die Weltpolitik zum Wochenendbesuch kommt. So denken Kleinstädter. In Berlin funktioniert das nicht. Der Berliner sieht seit Jahrzehnten dabei zu, wie seine Innenstadt mit immer gleichen Würfelkästen zugebaut wird. Sieht zwa scheiße aus, jibt aber schlümmeret.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er habe sich noch nirgendwo auf der Welt so unfrei gefühlt wie in Berlin, gestand Dercon in der Zeit, die in Hamburg erscheint, der eingebildeten Hauptstadt. „Was meinen Sie genau mit Freiheit?“, fragte die Zeit.

Dercon sagte: „Seit dreißig Jahren denke ich nicht ausschließlich über die Dinge nach, sondern ich denke einschließlich. Die Dinge gehören zusammen, ohne, dass ich weiß, wie sie wirklich sind.“

Ich habe drei Wochen lang über diese Sätze nachgedacht. Es zerreißt mir fast das Hirn. Keine Ahnung, was er meint. Aber es klingt so, als spüre Chris Dercon in Berlin keinen Boden unter den Füßen.

Seine letzte große Arbeit war die Wolfgang-Tillmans-Retrospektive in der Modern Tate, dem Londoner Museum, das Dercon sechs Jahre lang leitete. Tillmans habe ihm sehr geholfen in der schwierigen Berliner Zeit, sagt Dercon. Er erforsche die Bedeutung von Kunst, Freiheit und Politik. Das ist natürlich eine ganze Menge, wie alles, was Dercon berührt, sich praktisch in die ganze Welt verwandelt.

Von Hause aus ist Tillmans Fotograf. Er hat als erster Nicht-Brite den Turner Prize gewonnen und ein Video zum Pet-Shop-Boys-Song „Home and Dry“ gedreht, in dem die beiden Musiker zusammen mit einem riesigen Schäferhund auf einem roten Sofa sitzen.

Ich war Anfang des Jahres in London und habe mir die Tillmans-Show in der Modern Tate angeschaut. Große Fotos einer Fliege, die in einer Krabbenschale sitzt, eine Kaffeetasse, ein Tukan auf einem Campingtisch, ein Wasserfall, das Meer, die Sterne, ein eingerstetes Haus, ein Mnnerrohr, Schnappschüsse. Unschärfe, Wackler hier und da. Die Frage nach dem Alltäglichen interessiert Tillmans nicht, sagt er. Die Bilder hängen in einer der teuersten Galerien der Welt, sind aber nicht gerahmt. Sie pinnen an der Wand wie WG-Poster. Bemüht flüchtig. Alles und nichts. Man hat das Gefühl, Chris Dercon in den Kopf zu schauen.

Um ein etwas klareres Bild zu bekommen, sollte sich Dercon die Fotoausstellung von Harf Zimmermann in der C/O-Galerie am Berliner Zoo ansehen.

Jemand, der an der west-östlichen DNA der Stadt interessiert ist, muss da hin. Zimmermann hat Ende der Achtzigerjahre die Hufelandstraße im Berliner

Bötzowviertel fotografiert. Die Häuser, die Läden, die Wohnungen und die Menschen. Die Bilder von damals und ihre Betrachter von heute zeigen, was in den letzten dreißig Jahren mit uns passiert ist. Es ist, als schaue man der OST-Lampe der Volksbühne dabei zu, wie sie langsam in der Berliner Nacht verschwindet.

Ich habe die Ausstellung vor drei Wochen besucht, es war ein verregener Sonntag, neben mir waren bestimmt noch dreißig andere Leute da, die mal im Bötzwviertel gewohnt haben oder immer noch dort wohnen. Ich bin hinter einer Familie hergelaufen.

Ein Mann mit großem Kopf und weißen Haaren, eine Frau mit festgezurtem Gesicht und zwei Kinder um die zwanzig. Steppjacken, Cordhosen, Halstücher. Eine Familie, die in den Achtzigern ganz sicher nicht im Prenzlauer Berg wohnte. Sie orientierten sich an den verwitterten Jugendstil-Elementen der Fassaden auf den alten Fotos der Hufelandstraße.

„Da ist jetzt das Möbelgeschäft drin“, sagte die Frau. „Und da der Italiener. Da der Laden für Babybekleidung.“

Ich hörte sie reden und sah dabei über ihre Schultern in die Gesichter der Verkäufer, die für den Fotografen vor ihren schmucklosen Geschäften Aufstellung genommen hatten. Friseure, Bäcker, Fleischer, Kürschner, Fischverkäufer und die Familie Schramm, die bis vor anderthalb Jahren einen Obst- und Gemüseladen in der Hufelandstraße führte.

„Da ist ja der unfreundliche Sohn“, sagte der weißhaarige Mann und zeigte mit dem Finger auf den jungen Herrn Schramm, der neben seinem Vater und seiner Mutter vorm Geschäft stand. Ich hätte dem Typen am liebsten mit einem stumpfen Gegenstand auf seinen weißhaarigen Ochsenkopf geschlagen.

Herr Schramm ist einer der sanftesten Männer, die ich kenne. In seiner Jugend war er ein sehr guter Eisschnellläufer. Er hat Ökonomie studiert, bevor er den Laden seiner Eltern übernahm, in seiner Freizeit fotografiert er mit einer Camera obscura verwilderte Landschaften, er liest die Berliner Zeitung und den Spiegel, hat aber nie so getan, als sei er mehr als ein Obst- und Gemüsehändler.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er ist jeden Morgen um halb drei aufgestanden, um zum Großmarkt zu fahren. Mittags hat er sich eine Stunde schlafen gelegt, auf eine Couch hinten im Laden. Abends haben seine Frau und er sich gegenseitig die Namen ihrer neuen, zugezogenen Kunden abgefragt. Damit es eine persönlichere Beziehung wird, in der sie überleben können. Auch Frau Schramm hat einen Hochschulabschluss. Sie haben keine großen Gewinne gemacht und dennoch haben sie von Tomaten abgeraten, die ihnen zu teuer schienen oder Trauben, die noch nicht ganz da waren, wo sie sein sollten. Irgendwann ging es nicht mehr. Frau Schramm hatte Rückenschmerzen, Herr Schramm einen Tinnitus. Sie gaben auf. Am Ende haben sie niemanden gefunden, der das Geschäft übernimmt.

Es gibt keinen Tag, an dem ich die Hufelandstraße entlanggehe und die Schramms nicht vermissem.

Ich hätte dem Mann das alles ins Gesicht schreien können, aber die Familie war schon weitergezogen und belächelte die Kittel eines Friseurkollektivs. Am Ende mache ich so etwas nicht. Ich habe gelernt, mit Vorurteilen zu leben. Mit denen der anderen und mit meinen eigenen.

Es ist eine große Stadt, es ist viel passiert, und bestimmte Dinge holt man nicht auf. Mit dieser Haltung habe ich die letzte Pollesch-Inszenierung an der Volksbühne überstanden. Ein Diskurs über das Theater, die Zeit, die Stadt und den Kulturimperialismus, eine Art Backpfeife für den anrückenden Dercon.

Drei Männer in roten Einteilern und Schnabelschuhen, darunter unser Freund Milan Peschel, redeten, rannten und machten Anspielungen, manchmal verstand ich etwas, oft nicht. Obwohl Milan Peschel mit meiner Frau zur Schule ging, fehlte mir der Kontext, das machte es mühsam, auch weil man auf einer abschüssigen Betonrampe saß. Aber es war wenigstens nicht überlang, und die drei Männer dort vorn sahen so lustig und traurig aus wie gute Clowns.

Schwieriger als das Stück war das anschließende Gespräch mit zwei Frauen in der Kantine der Volksbühne. Hier löste sich mein Kontext völlig auf. Ich fühlte mich wie früher auf dem Schulhof, wenn ich über die versauten Witze meiner frühreifen Klassenkameraden lachte, obwohl ich sie nicht verstand. Oder wie Ekkehard Schall,

als er zum ersten Mal die Bücherwand in Brechts Wohnzimmer sah. Ich habe acht Jahre Volksbühne verpasst, weil ich in New York lebte, das rächte sich jetzt. Viele Namen und Perioden, Skandale und Trends, Schauspieler und Inszenierungen sind an mir vorbei gegangen. Ich saß verloren im Zigarettenrauch der Kantine. Eine der beiden Frauen war Holländerin, was meine Verlorenheit noch verstärkte.

In solchen Momenten verstehe ich, wie fremd sich die Leute fühlen müssen, die in ein Viertel ziehen, in dem ich schon als Kind spielte. Sie bringen ihre Regeln mit, ihre Geschäfte, ihre Weltsicht, ihre Lautstärke und die Geländewagen, aber natürlich bleibt das dunkle historische Wasser unterm dünnen Eis. So, als siedle man auf einer Grabstätte alter Indianer wie die amerikanischen Durchschnittsfamilien in den Stephen-King-Romanen. Dort unten pocht das Herz der Großstadt, dort im Dunkeln schlängelt sich die DNA Berlins.

Dercon und die Soccer Moms sind so laut, weil sie Angst haben. Sie pfeifen im Wald. Hoffe ich jedenfalls. Als wir, mitten in der Nacht, die Kantine der Volksbühne verließen, hatte sich die schmale Straße hinterm Theater in eine Filmkulisse verwandelt.

Matti Geschonneck drehte dort die Eingangsszene seines wunderbaren Films „In Zeiten des abnehmenden Lichts“. Es standen alte DDR-Autos herum, Leute in verschossenen Anoraks warteten auf ihren Einsatz. Es war kalt, aber mein Herz wurde warm. Nach all der Fremdheit in der Kantine fühlte ich mich in dieser DDR-Kulisse merkwürdig zu Hause und sicher. Ich wäre am liebsten in ihr verschwunden.

Als ich die Szene dann bei der Premiere des Films im Kino International auf der Leinwand sah, wirkte die Straße kalt, niederschmetternd und hoffnungslos, ich war so froh, dass die ganze Scheiße vorbei ist.

Wie der Zeichentrickfilm „Oben!“ ist „In Zeiten des abnehmenden Lichts“ ein großer Film über das Verstreichen von Zeit und Hoffnungen. Es spielt auch hier ein alter, knorriger Mann mit, der einfach in seinem Haus sitzen bleibt, während sich draußen die Welt dreht. Im amerikanischen Zeichentrickfilm bindet sich der Alte irgendwann Luftballons an sein Haus und fliegt mit denen in das Traumland seiner Jugend, irgendwo im südamerikanischen Dschungel.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Das ist auch ein Lösung, aber keine großstädtische. Der Großstädter hält es aus. Er passt sich an. Er winkt dem OST-Schild der Volksbühne hinterher, wischt sich eine Träne aus dem Auge und macht weiter. Er zieht von Mitte nach Pankow, von Marzahn nach Prenzlauer Berg, von Weißensee in den Wedding, von Kreuzberg nach Reinickendorf, von Manhattan nach Brooklyn und von da nach Queens.

Weil es ihm zu langweilig wird, zu laut, zu spießig oder zu teuer. Er stirbt. Oder er zieht in die Uckermark und ist dann ehemaliger Berliner. Er wird von lärmenden Touristen, Kindern, Kulturimperialisten oder geldgeilen Verwaltern drangsaliert, er gibt auf, oder er wehrt sich. Er besetzt Wohnungen, Häuser oder ein ganzes Theater. Er zieht in eine kleinere Wohnung, oder er kauft sich eine.

Im vorigen Sommer habe ich im Freiluftkino Kreuzberg die großartige Dokumentation „Die Stadt als Beute“ gesehen, deren Autor Andreas Wilcke beschreibt, wie Berlin an Investoren verhökert wird. Er zeigt ahnungslose Ausländer bei der Schnäppchenjagd, Mieter, denen die Fenster zugemauert und die Wohnungen geflutet werden, hilflose und unfähige Politiker, die Kräne und die Vorstadttristesse der Townhaus-Viertel. Ich saß in dem verwilderten Kinohof und hatte zwei Gefühle im Herzen.

Wut und Glück. Ich war wütend auf die Schweine, die meine Stadt verscherbelten, und glücklich, bereits vor zehn Jahren eine Wohnung gekauft zu haben. Wut und Glück. Schlechte Laune und Größenwahn. Dercon und Castorf. Altes Blut und neues Geld. Ich habe das Gefühl, dass das eine ohne das andere nicht zu haben ist. Entweder, ich bin bipolar, oder es liegt an der Stadt. Die Gruppe Karat hat es immer gewusst: Am Ende hasst man das, was man doch liebt.

Ich war an einem Abend in dieser Woche im Roten Salon, wo gerade „Rocky Dutschke“ von Christoph Schlingensief lief. 1996. Schlingensief sah auf der Leinwand aus wie ein Oberschüler, inzwischen ist er tot. Es war sehr lustig, aber niemand lachte, es war gar niemand da, nur vorn, auf den Sitzsäcken, dämmerte eine mittelalte, dicke Frau.

Draußen vorm Theater standen ein paar Zelte im Abendlicht, dazwischen wandelten Gestalten, die man 1996 in den Wagenburgen an der East Side Gallery hätte

treffen können. Drumherum plätscherte der Abendverkehr von Berlin-Mitte, der weder Castorf kennt noch Dercon.

Wir tranken noch ein Bier im Sauer und sahen auf den Platz, wo sich die Berliner Zeiten übereinander schoben. Nur in dieser Stadt ist es vorstellbar, dass ich vor 25 Jahren mal mit einer DDR-Fahne im Büro gesessen habe. Es ist unwahrscheinlich, aber nicht unmöglich. Das Wesen der Großstadt ist, dass man ihr nicht entkommt. Als Großstädter.

Man muss Berlin aushalten.

Der Trump in uns

Die Hetzer ziehen ihre Kraft aus dem Selbstbetrug der Liberalen. Wenn wieder Vernunft herrschen soll, müssen die vermeintlich Aufgeklärten sich ihre Ressentiments eingestehen

Von Alard von Kittlitz, Die ZEIT, 24.11.2016

Solltest du zu jenen gehören, die sich über Trump freuen: Dieser Text ist nicht für dich. Solltest du zu jenen gehören, die mit der AfD sympathisieren: Dieser Text ist nicht für dich. Sei nicht beleidigt. Es gab in dieser Zeitung über Jahre und Monate Texte, die sich an dich richteten. In denen dir erklärt wurde, warum du falsche Überzeugungen hast und woher diese falschen Überzeugungen stammen könnten.

Du hast diese Texte nicht gelesen.

Wir dagegen haben sie gelesen. Wir sind all die anderen, die, die nicht für Trump und die AfD stimmen. Wir sind die, die sich seit Trumps Sieg nicht mehr beruhigen können. Die vom Weltuntergang sprechen und Herzflattern kriegen. Wir haben uns in all unseren Texten gegenseitig bestärkt in der Überzeugung, dass es falsch ist, auf der anderen Seite zu stehen. Handreichung und Schulterschluss. Vielleicht oft auch Eulen nach Athen. So oder so. Die Texte haben uns nicht geholfen. Die anderen haben gewonnen.

Dieser Text richtet sich daher an uns. Er ist für uns. Es soll darin nicht mehr um die anderen gehen. Wir müssen über uns reden.

Ich bin es leid, zu verlieren. Wir verlieren gefühlt überall und die ganze Zeit. Wir verlieren bei jeder Landtagswahl. Wir verlieren beim Brexit. Nächstes Jahr, das ahnen wir jetzt schon, werden wir in Frankreich verlieren. Wir ahnen, dass die Bundestagswahl für uns ein Desaster werden kann.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wir verlieren, obwohl wir schon lange kultureller Hegemon sind. Obwohl sich also alle, die wir persönlich kennen, fast alle Politiker, die wir als halbwegs normal bezeichnen, fast alle Stars auf unserer Seite befinden. Fast alle Fernsehsender und fast alle Zeitungen. Wir sind das Establishment, und wir haben verloren.

Noch sind wir eine große Gruppe, nicht homogen. Aber was uns eint, ist das Gefühl, dass wir eine humane, eine aufgeklärte Welt möchten. Wir wollen, was Merkel Trump angeboten hat: Freundschaft unter der Voraussetzung einer Anerkennung der westlichen Werte, der Toleranz. Aber wir verlieren die Macht und die Möglichkeit, so eine Welt durchzusetzen. Die Frage ist: Warum? Sind die anderen, die, die wir für dumm halten, zu stark? Oder sind wir zu schwach? Könnte dieses ständige beschissene Verlieren am Ende unsere eigene Schuld sein? Könnte es sein, dass wir gar nicht mehr das Licht der Aufklärung in uns tragen, dass wir im Finstern wandeln und uns deshalb viele nicht mehr folgen wollen? Dass wir den Weg zu unseren eigenen Zielen gar nicht mehr kennen?

In einem fort betreiben wir Autosuggestion. Wir sagen: Die anderen sind die Verlierer der Globalisierung. Die anderen sind die Landbevölkerung. Sie sind die Vernachlässigten, sagen wir und fühlen eine seltsame Lust dabei. Wir sagen: Die anderen sind die Rassisten. Die anderen sind die pussy grabbers. Die anderen sind die anderen.

Und wir mussten spätestens bei der Wahl in Amerika feststellen: Die anderen sind zum Teil wir. Die anderen sind unter uns. Wir mussten lernen, dass sehr viele von denen, die wir sicher auf unserer Seite wähten – Frauen, Minderheiten, Studierende, Städter –, für den Feind gestimmt haben. Wie kann das sein?

Ich habe mich darüber neulich mit einem Psychoanalytiker unterhalten, er heißt Thomas Auchter. Der Psychoanalytiker glaubt an die Macht des Unbewussten. Wir kennen nicht alle Gründe unseres Handelns und Fühlens. Die Psychoanalyse kann dabei helfen, diese unbewussten Gründe besser zu verstehen.

Der Analytiker hat mir von etwas erzählt, das Spaltung heißt. Spaltung ist der erste seelische Mechanismus, den wir Menschen in unserem Leben lernen. Jeder Mensch lernt ihn in seinen ersten drei Monaten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Für den winzigen Säugling ist die ganze Außenwelt zunächst fremd, unheimlich, bedrohlich. Er kennt nur seine Bedürfnisse: trinken, schlafen, Wärme, Nähe. Der Säugling kennt nicht die Zeit. Alles ist absolut. Wenn Wärme und Satttheit und Nähe gegeben sind, wenn alle Bedürfnisse erfüllt sind, dann ist das Glück des Säuglings absolut und ewig. Fehlt ihm etwas, so ist der Mangel absolut und ewig.

Der Säugling spaltet: Alles, was er will, ist gut. Wenn seine Wünsche erfüllt sind, ist die Welt absolut gut. Geht die Welt damit nicht konform, sind seine Wünsche nicht erfüllt, ist die Welt absolut schlecht.

Der Säugling spaltet: Er externalisiert das Böse. Ich gut, du böse.

Später lernt der Säugling Ambivalenzen. Die Mutter gibt ihm die Brust: Sie ist gut. Die Mutter entzieht sich ihm: Sie ist böse. Die Mutter ist also gut und böse. Er selbst, lernt der Säugling, ist es also vielleicht auch. Er ist nicht rein. Das ist ein sehr großer Gedanke.

Wenn aber die Angst überhand nimmt, dann fällt der Mensch in die alten Muster zurück. Wir kennen das. Wir sehen es jeden Montag in Dresden bei den Demonstranten von Pegida. Diese Leute haben Angst vor vielem, das sagt schon ihr Name: Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes. Wir, das Establishment, sind für sie die Vorarbeiter des Untergangs. Sie verachten und sie hassen uns. Sie sind gut. Wir sind böse. Sie spalten. Und an dieser Stelle sind wir ihnen ähnlich.

Denn wir denken genauso: Wir sind gut, die sind böse. Wie kann man, sagen wir verächtlich, so hassen? Man müsste Dresden abschaffen, sagen wir und lachen.

Nach Trumps Wahlsieg schickten meine Freunde, aufgeklärte Akademiker, wüste Beschimpfungen ins Internet. Fuck America, fucking idiots, Trump, piece of shit . In der taz las ich nach unserer Niederlage über die anderen: null Substanz, Arschlöcher, Vollpfofen. Bekam unglaublich viele Likes.

Könnte es sein, dass auch wir spalten? Dass wir unsere eigene Ambivalenz nicht zulassen und das Böse, das in uns ist, auslagern? Weil wir es so verurteilen, dass wir es in uns nicht ertragen? Und könnte es sein, dass wir des- wegen verlieren?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ich habe vor einer Weile den Film Top Gun noch einmal gesehen. Damals, 1986, ist jeder für den Film ins Kino gerannt. Ich sah ihn als kleiner Junge und fand ihn toll. Ich hab ihn jetzt also wieder gesehen und konnte es nicht fassen. Der Film ist eine einzige Orgie unterdrückter Homosexualität, ein homophober, misogyner, knalldummer Streifen für weiße Männer. So ein Film würde heute nicht mehr gedreht. Alle würden sich totlachen, die Kritiker würden ihn zerreißen. Damals war er ganz normal.

Wir haben, will ich damit sagen, einen immensen kulturellen Wandel vollzogen in sehr kurzer Zeit. Das ging nur, weil wir sehr ehrgeizig gewesen sind in der Durchsetzung jener kulturellen Werte, die wir zu Recht als aufgeklärt erkannt haben. Identity politics und so weiter.

Aber wir haben deswegen noch überhaupt nicht gewonnen. Wir sind noch keine Männer und Frauen, die gleichberechtigt wären, frei von Rassismus, Homophobie oder moralischer Trägheit. Und daran sind eben nicht bloß die AfD-Wähler schuld. Sondern wir, weil wir diese Atavismen noch in uns tragen.

Neulich hat Carolin Emcke den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhalten. Alle sind sauer geworden, weil sie Emckes Rede über das Leiden der Homosexuellen- und Transgender-Community so wohlfeil fanden. Sie soll sich mal nicht so anstellen, wissen wir doch alles, sagten die Kommentatoren. Halt's Maul, Emcke. Wir sind doch längst heilig.

Wir sind es nicht.

Wir sagen: Trump will nichts fürs Klima tun – und buchen eine Stunde später einen Wochenendflug nach London. Wir sagen: Trump betrachtet Frauen als Objekte – und glotzen ein paar Bier später einer vorbeigehenden Frau aufs Hinterteil. Wir sagen: Trump ist xenophob – und haben Angst, wenn ein arabisch aussehender Mann mit Rucksack zu uns in die Bahn steigt.

Wir sagen: Trump will den Sozialstaat abbauen. Aber die von uns an die Regierung gewählten Parteien lassen die soziale Schere unerbittlich aufgehen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wir haben ein Riesenproblem: Wir sind nicht ehrlich mit uns. Wir sind nicht mehr aufgeklärt. Wir kennen uns selbst nicht mehr. Wir haben, würde der Analytiker sagen, ein zu dominantes Über-Ich.

Unsere Werte sind streng und universal. Sie sind so groß, dass wir beständig an ihnen scheitern. Der Komiker Louis CK, der genial ist, weil er immer über das spricht, was niemand aussprechen will, attestierte sich neulich »milden Rassismus«. Er nannte als Beispiel den Besuch in einem Pizzaladen, der von fünf schwarzen Frauen geführt wird. CK gab zu, dass ihm das aufgefallen sei. Milder Rassismus.

Das Problem ist, dass uns solche Beobachtungen unangenehm sind. Das Problem ist, dass diese Geschichte nur ein Komiker erzählen darf. Das Problem ist nicht, dass wir in einer Welt leben wollen, in der uns die Hautfarbe des Gegenübers noch nicht einmal auffällt. Dieses Ideal ist richtig. Das Problem ist, dass wir über unser ständiges Scheitern daran eisern schweigen. Dass wir immer wieder so tun, als würde das Propagieren von Idealen schon bedeuten, dass man ihnen gerecht wird.

Es ist einfach, zu begreifen, was mit einer Gesellschaft geschieht, die das Scheitern am eigenen Über-Ich als Katastrophe erlebt: Sie beginnt zu spalten. Deshalb gibt es nun jene, die anfangen, das Über-Ich abzulehnen, und es ist kein Wunder, dass sie sich zuerst unter dem Banner des Hasses auf die Political Correctness zusammengefunden haben. Dass sie am allerliebsten von Tabus und Denkverboten sprechen.

Und es gibt uns. Jene, die versuchen, die dummen Triebe zu überwinden. Die besser werden wollen. Die solche Angst vor ihrem Es haben, dass sie es aus Scham abspalten.

Wir verachten die anderen so wahnsinnig, wir sind so entsetzt über ihre Siege, weil uns in ihnen unsere eigenen Dämonen im Triumph begegnen. Sie erinnern uns an unser eigenes Scheitern. Aus dem gleichen Grund wurde auch auf Emcke eingedroschen. Wir wollen nicht hören, dass wir nicht so tolerant und liberal sind, wie wir es gerne wären. Das wird uns jeder Angehörige einer Minderheit bezeugen.

Wir verachten die Rednecks auf Trumps Veranstaltungen, die sozialen Versager unter den AfD-Wählern vielleicht auch deshalb, weil sie uns daran erinnern, dass wir

die Gewinner eines Systems sind, das nicht ohne Verlierer funktioniert. Sie ekeln uns, weil sie uns das Scheitern unseres globalen Wirtschaftens vor Augen führen. Sie erinnern uns daran, dass es noch immer keine Finanztransaktionssteuer gibt, auch nicht nach all dem Elend, das die Finanzmärkte produziert haben. Daran, dass unsere Politiker die G8-Protestler mit dem Wasserwerfer weggepustet und die Occupy-Zelte mit Hundertschaften abgerissen haben. Sie erinnern uns daran, dass unsere Bemühungen um eine bessere Welt sich mittlerweile nur noch auf das Reden und die größtmögliche kulturelle Offenheit beschränken und auf das Fleisch aus dem Biomarkt und nachhaltige Baumwolle, manchmal.

Jetzt müssen wir sogar feststellen, dass sich manch einer von uns klammheimlich über unsere Niederlage freut. Clinton-Wähler, die still hoffen, dass nun vielleicht wirklich weniger Mexikaner in ihre Stadt kommen. AfD-Hasser, die heimlich finden, dass so etwas wie eine Obergrenze ja vielleicht doch ganz vernünftig wäre.

Und dennoch: Wir sollten der anderen Seite wertemäßig nicht entgegenkommen. Wir können nicht sagen: Gut, wir mindern unsere Solidarität mit all jenen, die sie wirklich brauchen können. Wir sollten der anderen Seite allerdings entgegenkommen, indem wir sagen: Euer Scheitern an unseren Werten macht euch nicht zu Unmenschen. Auch wir ringen mit uns. Lasst uns gemeinsam daran arbeiten. Jeder, so gut er kann. Langsam, stetig.

In der Psychotherapie wird das, was ausgesprochen wird, seiner Gefahr beraubt. Wenn wir unser Scheitern also nicht länger tabuisierten, dann würde es uns beim nächsten Mal womöglich nicht ganz so unverzeihlich erscheinen und gerade dadurch viel eher bekämpfbar.

Wenn uns das Aussprechen nicht gelingt, produzieren wir das, was uns so ängstigt: eine Gesellschaft, durch die ein immer tieferer Graben verläuft. Eine Gesellschaft, in der wir, die wir an die Werte der Aufklärung glauben, immer weiter an Land verlieren. Eine Gesellschaft, in der zunehmend Gewalt droht.

Der Staatsrechtler Carl Schmitt, den die Rechten so gern zitieren, hat einmal gesagt, dass die Verabsolutierung der eigenen Werte schnell dazu führe, »dass dem

Feind die Qualität des Menschen abgesprochen, dass er hors-la-loi und hors l'humanité erklärt wird«. Er verliert also seinen Anspruch auf das Recht, auf die Gebote der Mitmenschlichkeit. Die Konsequenz ist, man kann es sich denken: Ausmerzung.

Ich glaube, Schmitt irrt. Man muss die eigenen Werte nicht relativieren, um deren Gegnern die Menschlichkeit belassen zu können. Man muss aber tatsächlich aufgeklärt sein. Man muss in denen, die scheitern, die Brüder und Schwestern erkennen.

Wenn Sören Kittel Sören Kittel trifft

Seit einem halben Jahr hat unser Autor Kontakt mit jemandem, der so heißt wie er – und ein Fan der AfD ist. Er führt ihn an Grenzen.

Von Sören Kittel, Berliner Morgenpost, 11. Juni 2017

Ich sitze morgens auf meinem Balkon und erhalte eine Nachricht von jemandem, der genauso heißt wie ich. Wir schreiben uns regelmäßig. Das fing an, weil wir den gleichen Namen haben, aber das hatte sich schnell verbraucht. Wir schrieben uns, weil wir uns aneinander abarbeiteten, weil wir wollten, dass der eine endlich versteht, wie der andere Sören Kittel die Welt sieht. Auch an diesem Morgen schrieb ich ihm sofort zurück. Denn Sören hatte eine Frage:

Er: „Das ist fake, oder?“

Ich: „Ja, definitiv.“

Er meinte die Nachricht, die er angehängt hatte: Angeblich hält jeden Mittwoch gegen 18 Uhr vor einer Flüchtlingsunterkunft in Bad Eulen ein Wohnwagen. Der Wagen sei „einem Eiswagen nicht unähnlich“. So steht es in dem Onlineartikel, den Sören mitschickt. In dem Wagen sitzen zwei Sexarbeiterinnen, die die „grundmenschlichsten Bedürfnisse“ der Bewohner befriedigen sollen. „Für das Vergnügen, das gern bis Mitternacht dauert, zahlt das Landratsamt.“ Die Überschrift: „Gratis-Sex für Asylanten“. Erschienen war der Text auf der Webseite „Der Volksbeobachter“, bebildert mit einem Wohnwagen und zwei roten Herzen, unter der Rubrik „Wahrheit“. Die Meldung ist noch immer online.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ich konnte nirgends einen Eintrag über einen Wohnwagen finden. Die Webseite gab keine Quellen an. Nicht einmal einen Ort namens Bad Eulen gibt es in Deutschland. Aber das war egal, die Meldung hatte sich schon längst verbreitet, in seinen Kreisen. Unser Gespräch war an diesem Tag schnell wieder vorbei. Aber wie immer wirkte etwas nach.

Mir stellen sich jedes Mal diese Fragen: Wer denkt sich so eine Meldung aus? Wie findet er sie? Oder umgekehrt: Wie findet sie ihn? Warum sprechen wir darüber? Oder ist es genau das, worum es bei dieser seltsamen Freundschaft geht: Dass wir beide jeweils aus unserem Alltag gerissen werden, mit Gedanken und Nachrichten, die keiner in unserem Freundeskreis liest? Wer weiß, vielleicht wären wir wirklich Freunde geworden über die vergangenen sechs Monate, wenn es nicht diese Rede von Björn Höcke gegeben hätte, in Dresden, am 17. Januar. Damals kannten wir uns gerade einen Monat.

Er: „Das, was Höcke gesagt hat, war nicht schlimm in meinen Augen.“

Ich: „Denkmal der Schande? Wirklich?“

Er: „Es gab auch andere Länder, welche in früheren Zeiten schäbige Taten vollbracht haben.“

Ich: „Höcke fordert damit aber auch eine Abkehr von der Art, mit der Vergangenheit umzugehen ...“

Er: „Ja, ist richtig, man müsste anders denken.“

Anders denken, das wollte der Sören.

Begonnen hatte es mit „uns“ am 15. Dezember 2016, als ich sah, dass dieser Sören Kittel wieder fünf AfD-Posts verlinkt hatte. Ich war durch Zufall auf ihn gestoßen, jemand, der nur AfD-Dinge mag und meinen Namen benutzt. Ich schrieb ihm eine erste Nachricht: „Lieber Sören Kittel“, begann ich. „Wir kennen uns nicht, aber wir haben den gleichen Namen.“ Ich schrieb, ich würde gern einmal mit einem

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Menschen reden, der politisch komplett „anders unterwegs“ sei. Das stimmte, ich hatte wie viele andere nach dem Brexit-Votum und der Trump-Wahl gemerkt, dass auch ich als Journalist in einer Art Blase lebte.

Noch am gleichen Abend schrieb der andere Sören zurück. Er habe gerade „viel um die Ohren“, habe sich aber auch immer gefragt, was das für ein Typ sei, dieser für ihn „andere Sören Kittel“. Er komme aus Sachsen, wie ich, aber er arbeite in der Schweiz, und als ich fragte, warum, kam sofort, schon am ersten Tag, von ihm diese Wut. Es war der Frust und die Enttäuschung an allem, was politisch in Deutschland gerade passiert, er nennt es: „falsch läuft“.

Aber noch am Abend schreibt er: „Deshalb auch AfD, was sie ändern können, steht auf einem anderen Blatt, aber das Programm ist eine Wucht! Wir werden doch von vorne bis hinten verarscht. Ich bin nicht freiwillig in die Schweiz gegangen, sondern weil ich als Maurer keine besonderen Chancen auf dem Arbeitsmarkt hatte. So werde ich gezwungen, das Land zu verlassen.“ Er hatte die Wut – ich hatte die Verwunderung, wie es zu dieser Wut kommen konnte. Am Ende schrieb er: „Aber ich höre dir gern zu.“

Mein Zugang zu AfD-Wählern fand bisher über Interviews statt. Ich bin zur Landtagswahl von Mecklenburg-Vorpommern nach Stralsund gefahren, habe dort einen AfDler getroffen, der im Nebenberuf Partys veranstaltet. Dieser Mann stand inmitten von Hüpfburgen und erzählte, warum Syrer an der Ostsee nichts verloren haben. Ich war bei Pegida-Demonstrationen in Dresden, und ich war in Bautzen bei einem Protest von „Besorgten Bürgern“. Immer wieder: „Haut ab! Haut ab!“ Auch in meine Richtung. Wenn ich dort mit jemandem sprach, endeten die Diskussionen in Gebrüll oder wütendem Abwinken.

Ich: „Wenn Höcke den Massenmord an sechs Millionen Juden verharmlost, stellt er sich in die rechtsextreme Ecke. Petry tut gut daran, sich zu distanzieren.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er: „Ja, du hast schon recht, aber ich hatte mich mit dem Aktuellen nicht konkret befasst. Ich bin trotzdem gespannt, was im September herauskommt, in meinem Verwandten-Bekanntes-Freundeskreis wählen alle AfD. Niemand vertritt eine andere Meinung.“

Ich: „Selbst nach Höcke? Ich kenne keinen Einzigen.“

Er: „Aber es ist doch klar, Leute, die sich nicht ausweisen können, haben hier nix verloren und müssten an der Grenze abgewiesen werden.“

Ich: „Welche Grenze denn?“

Er: „Die offenen.“

Der Vorname Sören ist dänisch und kommt von „Severin“. Er bedeutet „streng“. „Kittel“ ist ein alter Nachname, der häufig in Schlesien vorkommt. Es ist ein jiddisches Wort für ein religiöses Gewand. Seine Großeltern sind genau wie meine aus dieser Gegend des heutigen Polen geflohen. Diese Flüchtlingserfahrung hat sich zwei Generationen später schon fast verlaufen. Wir sind beide Sachsen, werden beide häufig darauf auf „skandinavische Wurzeln“ angesprochen, die wir beide nicht haben.

Der andere Sören Kittel ist 31 Jahre alt, Maurer, hat drei Töchter und lebt in einer Kleinstadt in Sachsen mit seiner Freundin. Sonntagabend fährt er zum Arbeiten in die Schweiz und Freitagabend zurück. Er züchtet Zwerg-Seidenhühner als Haustiere, er hat mir Bilder von seinem Bad geschickt, das er renoviert – und er hat nur einmal davor bei einer Bundestagswahl gewählt, mit der Erststimme die Linke und mit der Zweitstimme die NPD. Dann kam die AfD. Es ist für ihn heute die einzig wählbare Partei.

Ich bin 38 Jahre alt, Journalist, alleinstehend, eine Wohnung im Prenzlauer Berg mit Klavier, Badewanne und Balkon. Ich wählte in der Vergangenheit Links, Grün, Rot, einmal sogar heimlich Gelb. Keiner meiner Freunde wählte je eine rechte Partei. Bei dieser Wahl bin ich noch unschlüssig, nur die AfD bekommt sicher keine Stimme.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Facebook-Chef Mark Zuckerberg hat einmal über sein Netzwerk gesagt: „Wer glaubt, dass jeder Facebook-Kontakt ein Freund ist, der weiß nicht, was Freundschaft bedeutet.“ Er hat Recht. Wir hatten uns angefreundet, in dieser Welt, in der neue Bekanntschaften nur einen Klick entfernt sind, weil wir sehen wollten, was der andere denkt. Das bedeutet zunächst nur wenig, man „folgt“ einander, man sieht einander stumm beim Leben zu.

In diesem Fall öffnete es mir einen Zugang in eine Parallelwelt, die ich bis dahin nur von Erzählungen kannte: Menschen, die nicht nur Trump unterstützen, sondern auch Le Pen wählen würden und hier in Deutschland von „Lügenpresse“ und „Altparteien“ sprechen. All das trifft auf den „alternativen“ Sören zu. Aber ich musste mühsam jeden Tag seinen Namen anklicken, damit ich sie sah.

„Wer Kabul aufnimmt, wird selbst Kabul“

„Flüchtlingswelle überflutet Hartz IV“

„Die Medien entfernen sich immer weiter von den Bürgern“

Der andere Sören fühlt sich „verarscht“.

Ich weiß nicht, wie andere Freundeskreise über solche Dinge diskutieren. Ich hatte von Dresdner Freunden gehört, dass dieser Riss quer durch die Familien geht. Aber das Besondere am Reden über Nachrichten ist schließlich, dass der Strom endlos ist. Der andere Sören und ich haben uns in diesem halben Jahr zumindest über den gleichen Strom unterhalten.

Er liest viel, das hatte er in einer seiner ersten Nachrichten angedeutet. Doch darunter sind eben nicht nur „Spiegel“, „FAZ“ und „Süddeutsche“, sondern zuallererst: die Facebook-Seite der AfD. Es ist nicht zufälligerweise die Partei mit den

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

meisten „Likes“ des sozialen Netzwerkes. Jeden Morgen postet er entweder die „Guten Morgen“-Meldung des aktuellen AfD-Vorstandes Jörg Meuthen oder von Frauke Petry. Oder beide. Immerhin ein Zehntel der Deutschen wird diese Partei gerade wegen dieser Sätze wählen.

Dann schreibt er mir den Grund für die Wut: Er liest, dass mit Merkel „keine Maut zu machen ist“, und sieht, dass sie dann doch kommt. Er liest, dass Volkswagen seine Kunden jahrelang weltweit betrügen konnte, aber in Deutschland die Konzernchefs nur wenige Konsequenzen befürchten müssen. Der andere Sören besitzt einen VW-Passat und er fährt jede Woche auf deutschen Autobahnen. Eine kilometerabhängige Maut würde ihn stark treffen, er fühlt sich übers Ohr gehauen. „Verarscht.“ Wen soll er wählen?

Ich: „Diese Wut über VW ... Hängt sie zusammen mit dem Gefühl, dass sich fundamental was ändern muss?“

Er: „Nein, jetzt geht's nur ums Update für den Passat. Regierung und VW stecken unter einer Decke.“

Ich: "Ernsthaft?"

Er: „Ich bin davon betroffen! Mir sind die Abgase völlig egal. Ich möchte mein Auto so behalten, wie es jetzt ist. Und nicht zu etwas gezwungen werden, das ich nicht will.“

Ich verstand seine Wut, ich verstand noch nicht, dass das Ergebnis dieser Enttäuschung jedes Mal „AfD“ lautete. Ich glaube, wir schrieben einander auch, weil ich in diesem Gespräch die Chance sah, dass dieser Dialog auch dem entgegenwirken kann, was in Deutschland gerade passiert: das Teilen in verschiedene Lager, nicht nur zwischen uns, sondern auch auf dem Vorplatz der Frauenkirche oder im Bundestag, der bald gewählt wird.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die „Süddeutsche Zeitung“ hatte in einer Analyse der Parteien in sozialen Netzwerken herausgefunden, dass es viele Überschneidungen gibt zwischen allen Wählern von SPD, Grünen, CDU und FDP – nur die Wähler der AfD scheinen sich in einer eigenen Facebook-Welt zu bewegen, sie mögen nicht die gleichen Filme, Stars, Webseiten. Heißt das, nicht ich bin in der Blase, sondern die AfD-Wähler müssen aus der Blase herausgeholt werden?

Schließlich diskutierten wir nicht nur über Politik. Er mag „Police Academy“-Filme und die alten „Olsenbande“-Folgen. An die konnte ich mich auch erinnern. Wir kannten die gleichen Kinderplatten, den „Traumzauberbaum“ und das „Stadtkaninchen“, heute nur noch Ost-Folklore, die keine Rolle mehr spielt. Wenn er eine Grippe hatte, wünschte ich „Gute Besserung“, wenn er Geburtstag hatte – zufälligerweise einen Tag nach mir – wünschte ich „Alles Gute“. Ich schickte ihm ein Foto von mir aus Indonesien, er schickte Bilder seiner Küken in Sachsen und von der Arbeit in der Schweiz: Darauf ist er zu sehen, Arm in Arm mit einem eingewanderten Afrikaner. In unseren Chats kamen deshalb auch oft Smileys vor.

Doch es gab auch Entwicklungen auf beiden Seiten. Wenn er Texte von Seiten wie „Deutsche Wirtschaftsnachrichten“ oder „Politikstube“ verlinkte, konnte ich ihm sagen, warum diese Webseiten in meinem Umfeld als suspekt gelten. Er hatte nie zuvor in das Impressum einer dieser Webseiten geschaut oder sich gefragt, wer diese Nachrichten schreibt.

Er schickte eine Meldung von Beatrix von Storch, die sich darüber ärgert, dass „die Medien“ nicht über kriminelle Flüchtlinge schreiben. Ein afghanischer Flüchtling hatte gerade in Bayern eine Frau vor ihren Kindern ermordet. Aber Storch hatte nicht erwähnt: Die Tat lag noch keine 24 Stunden zurück, trotzdem gab es bereits einen „Spiegel Online“-Text – der auch erwähnte, dass das Opfer ebenfalls Afghanin war. Das macht die Tat nicht besser, aber es waren doch wichtige Details.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er wiederum konnte mich aber auch auf Themen hinweisen, die ich zuvor nicht gesehen hatte, einfach weil diese Themen in seinen Netzwerken viel schneller verbreitet werden. Da sind die seltsamen Wahlplakate der CDU in Nordrhein-Westfalen, die sich in ihrer Stoßrichtung klar an AfD-Wähler richten („Uns reicht's. Wir wählen CDU“). Immer wieder zeigte er mir, wie schwer es die AfD hat, von anderen Parteien überhaupt ernst genommen zu werden – oder von den Medien. Zum Beispiel wenn der baden-württembergische AfD-Landtagsabgeordnete Rainer Podeswa angeblich empfiehlt, „Frauen zu verbrennen, um das Klima zu retten“. Das vermeldeten tatsächlich einige Medien als Nachricht, wider besseres Wissen.

Er: "Die größte Lüge kam jetzt von der Zeitung ‚Stuttgarter Nachrichten‘."

Ich: „Was meinst du?“

Er: „Die haben ihren Artikel angepasst, so plötzlich. Da ging es um die Budgeterhöhung der Abgeordneten. Nur die AfD hat dagegen gestimmt, und es wurde geschrieben, die vier Fraktionen des Landtages stimmten dafür. Er hat aber fünf Parteien! Die AfD stimmte dagegen.“

Selbst wenn es stimmte, war es keine „große Lüge“, aber er sammelt solche Geschichten, die den unsicheren Umgang mit „seiner“ Partei zeigen. Immer wieder sieht er sich in die Ecke gedrängt. Nach ein paar Wochen, nach vielen solcher aufgeregten Chats, platzte mir der Kragen: Ich schrieb ihm in einer längeren Nachricht, dass ich nicht verstehe, warum er so denkt, wie er in der Schweiz leben kann, die Vorzüge der EU-Freizügigkeit voll auskostend, dort Steuern zahlend, aber trotzdem gegen die EU wettet, wie er, dem es grundsätzlich doch wirtschaftlich gut geht, sich ständig im Nachteil gegenüber Flüchtlingen sehen kann, die alles verloren haben. Ich verstehe seinen Neid nicht und noch weniger den latenten Antisemitismus.

Der andere Sören antwortete, dass er die Schweiz bewundere für ihren Mut, sich nicht von der EU Gesetze diktieren zu lassen, dass er sich dort wohlfühle, integriere, aber auch sofort wieder abreisen würde, wenn er eine Arbeit in Sachsen finden würde.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Mir war bewusst, dass ich hier nichts geschenkt bekomme.“ Wieder der implizierte Vorwurf an die Flüchtlinge, die nur die Hand aufhalten. Ich kam nicht weiter, er wich aus, fühlte sich weiter im Recht. Er bewunderte die Schweiz, gerade weil sie nicht in der EU ist. Dass sie aber Schengen-Mitglied ist und sich an 80 Prozent der EU-Gesetze halten muss, blendet er aus.

Und ja, irgendwann hatte er es geschafft: Sören Kittel tauchte in meiner täglichen Zeitleiste auf. Beim Check der sozialen Nachrichten hatte ich plötzlich Wahlwerbung von Marine Le Pen, ich bekam den „morgendlichen Meuthen“ als Klick-Tipp angeboten. Ich war drin. Es war nicht mehr „meine Blase“, ich hatte zu viel Kontakt ausgerechnet mit: Sören Kittel. Zum ersten Mal redeten wir auch über Dinge, die mir eben zeigten, dass wir vielleicht doch von verschiedenen Planeten stammten, dass es nichts zu überbrücken gibt. Der andere Sören sah täglich einen Aufreger der „Altparteien“. Ich wurde ungeduldig.

Er: „Mein Kind kam aus dem Kindergarten und sagte, wir haben jetzt auch einen Kanaken in der Gruppe. Sie ist fünf Jahre alt. Wir waren erst mal sprachlos.“

Ich: „Warum sprachlos?“

Er: „Wie sie es gesagt hat. Wir sind ja noch gut dran. Mit nur einen Ali in der Gruppe. Da bin ich froh drüber.“

Ich: „Also du bist erstaunt über ihre Sprache?“

Er: „Na, irgendwann erzählte sie von einen ‚Ali‘, da fragte ich: ‚Wer ist Ali?‘“
Sie sagte: „Na, der Kanake.“

Dann trafen wir uns. Wir wählten einen neutralen Ort, eine Bar in Leipzig. Seine Freundin saß mit am Tisch, aber sie sagte wenig, nur, dass sie noch nie gewählt habe. Diesen September wird sie zum ersten Mal ein Kreuz machen, sie weiß schon, wo. Sie lächelt. Sören aber war nicht der wütende Typ aus dem Internet. Er wirkte überhaupt nicht aufgeregt, sondern sagte selbst Wörter wie „Saupack“ ganz ruhig. Kein

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ausrufezeichen war zu hören. Er fasste noch einmal zusammen, wie wenig er den Parteien vertrauen könne. Schröder bei Gazprom, Edathy läuft frei rum, überall Nichtdeutsche, armes Deutschland.

„Ich habe drei Kinder, die müssen auch noch leben in Deutschland.“ Ich fragte, ob sich ein einziges Detail in seinem Leben durch die Flüchtlingskrise verändert habe. Er sagte, nicht in seinem Umfeld, aber er befürchte, dass es bald so weit sei, das hatte ich auf den Pegida-Demos oft gehört, diese Angst. „Da muss man doch nicht erst handeln, wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist.“ Ich sagte ihm, dass ich diese Veränderung nicht sehe, diese Angst vor einer Islamisierung im Alltag. Er sagte, dass es bald kein Schweinefleisch mehr im Schulessen gibt. Ich glaubte ihm kein Wort.

Dann kam irgendwann eine peinliche Pause, der Moment, in dem uns klar wurde, dass es so etwas vielleicht nicht gibt, wie: den anderen überzeugen. Dass es immer so weitergehen wird. Sören gegen Sören. Dass es eben keine Brücke gibt. Ich schüttelte nur noch den Kopf, wenn er Trump lobte („Der tut was für seine Leute“) oder wenn er von der rumänischen Familie erzählte, die einmal in seinem Nachbarhaus wohnte („Die waren freundlich, die Kanaken“).

Seine Freundin hatte sich am Ende mit den Rumänen zum Kaffee getroffen. „Richtig nett waren die.“ Trotzdem: Für ihn ist jeder Vorfall, ob in Schweden oder in den Pariser Vororten, ein Zeichen, dass es zur Anarchie kommt, oder: zum Krieg. Auch Björn Höcke war wieder Thema. Wir redeten über unseren Geschichtsunterricht, und ich dachte, ich müsste einem Deutschen das nie erklären, dass wir eine Verantwortung haben, egal ob wir „nur“ Nachgeborene sind. Ihm fiel seine Großmutter ein, die vor fünf Jahren starb.

Er: „Meine Oma sagte immer, das war schlimm, das mit den Juden, aber sie sagte auch, wie unser Land heute aussehen würde, wenn sie noch hier wären ...“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ich: „Wie bitte?“

Er: „Na, es war eine ganz schlimme Sache, aber vielleicht auf lange Sicht nicht so schlecht.“

Ich: „Sagst du das, weil sie das dachte, oder weil du ihr zustimmst?“

Er: „Na, ich denke das auch.“

Das Gespräch war zu diesem Zeitpunkt eigentlich beendet. Was sollte ich noch sagen, kann man gegen solche Überzeugungen anschreien? Wie hätte denn dieses alternative Deutschland ausgesehen? Wir redeten noch weiter, aber es war ein Endpunkt erreicht, ich kam nicht weiter. Wo er „GEZ-Abzocke“ und „EU-Schmierkomödie“ sieht, sehe ich Pressefreiheit und Freizügigkeit.

Kurz vor unserer Verabschiedung erzählt der andere Sören noch von seinem Vater. Der starb vor einem Jahr im Krankenhaus, nachts, er vermutet, weil der Vater falsch behandelt wurde. „Wenn jemand mit Herzproblemen per Helikopter eingeliefert wird, ist es ja wohl das Mindeste, ihn an ein Überwachungsgerät zu hängen.“ Die Krankenhausakten hält er für gefälscht. Selbst hier also der Verdacht, dass er belogen wurde. Nicht nur Maut-Lüge, VW-Skandal und Asylbetrug – das System war schuld daran, dass sein Vater nicht mehr lebt. Dann gingen sie, sie hatten einen Tisch in einem Restaurant bestellt, ausgerechnet beim besten Chinesen Leipzigs.

Neulich postete Sören Kittel wieder: „Wenn die Helfer in Nordafrika noch näher an der Küste agieren, lesen sie versehentlich Urlauber auf.“ Er bekam dafür keinen „Like“ im Netzwerk, bekommt er nie. Er wird trotzdem weitermachen. Sören Kittel sagte: „Wir werden unser blaues Wunder erleben nach der Wahl.“

Ich sitze im Zug nach Berlin, schaue noch einmal auf sein freundliches Profilbild, im Hintergrund sind Küken zu sehen. Je mehr ich von ihm weiß, desto fremder erscheint er mir. In dieser Woche schrieb er wieder: Wahlbetrug in Nordrhein-

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Westfalen, bei der AfD fehlten 2200 Stimmen. „Bin gespannt, was dir dazu einfällt“, schrieb er, „das wieder runterzuspielen.“ Geantwortet habe ich noch nicht, aber werde ich wohl. Entfreunden ist jedenfalls keine Option.

Kulturschock

Wenn jemand etwas Hässliches über Flüchtlinge oder Minderheiten sagte, blieb unsere Autorin meistens stumm. Doch nach Brexit, Trump und AfD findet sie: Man darf diesen Streitgesprächen im Alltag nicht ausweichen. Seitdem erlebt sie harte Konfrontationen mit anderen – und sich selbst

Von Lara Fritzsche, SZ Magazin, 20.01.2017

Ja, zugegeben, die Einsicht kam spät. Pegida demonstrierte längst deutschlandweit, die AfD saß im Landtag, der Brexit war beschlossen. All das war schon Realität. Aber erst Donald Trump hat mich aufgerüttelt. Erst in den Tagen nach der US-Wahl erreichte mich die Dringlichkeit.

Meine amerikanischen Freunde und Bekannten warfen sich vor, mit Leuten, die anders wählen als sie, schon ewig nicht mehr den Austausch gesucht zu haben. Es ging ihnen nicht um die vertane Chance, sie umzustimmen oder am Wahltag in den Keller zu sperren, sondern darum, dass sie ihnen nie Kontra gegeben hatten. So standen sie am 9. November plötzlich als Verlierer da: superliberal und topnaiv. Das war der Moment, in dem ich beschlossen hatte, wieder ernsthaft zu diskutieren, zu streiten, aneinanderzugeraten, mit allem und jedem, wenn es sein muss, und zur Not auch mal den Dissens stehen zu lassen. Auf Anhieb fielen mir einige Situationen ein, in denen ich ein Gespräch vermieden hatte, obwohl ich es hätte führen müssen. Einmal sagte die Nachbarin zu mir, sie sei heilfroh, dass noch keiner aus dem Haus auf die Idee gekommen sei, Flüchtlinge aufzunehmen. Und was hab ich gesagt? »Ja, man kann sich seine Nachbarn nicht aussuchen.« Das war ironisch und bezog sich auf sie. Aber für jeden außer mich war unverständlich, ob ich ihr nun zustimme oder nicht. Und ehrlicherweise war es ja auch so gedacht. Ich machte mich lustig – aber erklären, warum, wollte ich nicht. Ein Sitznachbar im Bordbistro sagte mal zu seinem Gegenüber, dass all die Frauen, die finden, Deutschland solle noch mehr Flüchtlinge

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

aufnehmen, mal nachts einem notgeilen Flüchtling begegnen sollten. Und dann hat er, zu mir gedreht, gesagt: »Mal ganz ehrlich, das will doch keine Frau, oder ?« Statt ihm zu sagen, dass ich nachts weder einem notgeilen Flüchtling begegnen will noch einem Rassist, der meine Unversehrtheit als Unterpand missbraucht, habe ich mich weggesetzt.

Das dritte verpasste Gespräch, das mir schnell einfiel, war eines mit einer Freundin. In der Umkleidekabine nach dem Schwimmen. Sie kam aus der Dusche und sagte, draußen auf dem Gang stehe eine Person und starre die beiden Toilettüren an. »Kann sich vielleicht nicht entscheiden«, sagte sie dann. Das sollte ein Witz sein. Ein Transgenderwitz. Wer sich nicht auf ein Geschlecht festlegen könne oder wolle, habe Probleme, sein Klo zu finden. »Höchste Zeit, dass hier auch so ein drittes Klo eingebaut wird, das ist ja nicht hinnehmbar«, sagte sie dann gespielt streng. Ich habe nicht reagiert. Ich fand das nicht besonders lustig. Aber warum habe ich ihr das nicht gesagt?

Aus den gleichen Gründen vermutlich, aus denen meine Freunde in den USA nicht jeden ihrer Trump wählenden Verwandten argumentativ gestellt haben. Mal denkt man, es sei nicht so gemeint, mal hat man Feierabend und keine Lust auf Streit, und viel zu oft verlässt man sich darauf, dass die Aufklärung sich von allein erklärt. Dass Fortschritt immer fortschreitet. Dass die Lüge sich über kurz oder lang von selbst disqualifiziert, wegen mangelnder Wahrheit eben. In den politischen Debatten, an denen ich in letzter Zeit beteiligt war, ob privat oder beruflich, ging es eigentlich nur darum, alles ein bisschen eloquenter auf den gemeinsamen Punkt zu bringen. Oder eine interessantere, radikalere Argumentation zu entwickeln. Mehr so aus Spaß an der Denkleistung, als wäre man in einem Debattierklub. Das war vielleicht schon immer feige und eitel, aber seit November halte ich es zusätzlich für fahrlässig. Nicht weil Trump nun Präsident wird und dann Zugang zu Nuklearcodes hat. Das ist die Bruce-Willis-Version von Gefahr. Sondern weil die Bedingungen des Zusammenlebens nicht nur in den USA, sondern auch in Europa offenbar neu ausgehandelt werden. An diesem Prozess, finde ich, muss man sich beteiligen, vor allem als Privatperson.

Nachdem ich mir vorgenommen hatte, auf Konfrontationskurs zu gehen, war einer meiner ersten Gesprächspartner ein Pegida-Demonstrant. Er stand am

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Lenbachplatz in München, ich musste auf dem Fahrrad warten, damit die Truppe vorbeiziehen konnte, da sprach ich ihn an. Auf seinem Hoodie stand »refugees not welcome«. Ich fragte ihn, seit wann er bei dem Spaziergang mitmache. Er sagte, er habe keine Lust, mit mir zu reden, ich sei doch sicher eine von den linken Idioten, die mit Bussen hergebracht würden, um sich ihnen in den Weg zu stellen und ihre Grundrechte zu verwehren. Ich sagte, ich sei eine so weit normale Frau, die einfach mit dem Rad hier langfährt. Es stellte sich dann heraus, dass dieser 54-Jährige erst seit Juli 2016 bei Pegida mitlief, oder wie er es sagte: »Seit Flüchtlinge in Deutschland Terroranschläge begehen.« Er fand, alle männlichen Flüchtlinge müssten wieder raus, von denen gehe die Gefahr aus. Ich: »Ja, aber es gibt doch auch deutsche Mörder und Vergewaltiger und Irre, was machen wir mit denen?« Schon in dem Moment fand ich selbst, dass das ein schwaches Argument ist. Auch nach Silvester 2015 fand ich das Argument schwach. Es ist kein Trost für sexuell belästigte Frauen und auch keine Maßnahme, die alle anderen Frauen beruhigt, wenn man sagt, dass es im Land noch mehr potenzielle Sexualverbrecher gibt, nämlich einheimische. Ein Mitdemonstrant zog meinen Gesprächspartner weiter. Und ich überlegte, warum ich das gesagt hatte. Ich denke, es war Gewohnheit. So oft als Konter gehört, so oft als Konter gelesen.

Relativierungen funktionieren nicht. Sie sind auch in allen anderen Streitgesprächen die schlichteste Art der Entgegnung. Aber eine andere Sache hat gut funktioniert im Gespräch mit dem Demonstranten: Darauf zu bestehen, dass man nicht als Angehörige einer Organisation oder Partei redet, sondern ebenfalls als Bürgerin, die ebenfalls besorgt ist. Und zwar über ihn. Denn im Moment wirkt es oft, als würden sich vor allem Politiker mit Hetzern auseinandersetzen. Überall werben sie für Toleranz und Zusammenhalt. In Weihnachtsansprachen, in Neujahrsansprachen, auf Parteitagungen, in Tweets. Ich finde, die Bürger müssen ihre Politiker entlasten. Hin und wieder wirkt es, als sei der Staat der Gegner von Pegida und AfD, einfach weil er in Form von Angela Merkel oder anderen Regierenden ständig auf sie reagieren muss. So wird ein David- gegen-Goliath-Mythos beschworen, der den Spaltern nutzt. In Wahrheit aber sind vor allem wir es, die große Mehrheit der in Deutschland lebenden Menschen, die Offenheit, Toleranz und Gleichberechtigung nicht aufgeben wollen. Wir müssen nun anfangen, das auch zu sagen. Denn genau darin liegt eine große argumentative Kraft. Ich rufe meine Freundin an. Die, die findet, eine dritte Toilette

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sei ideologischer Blödsinn. Sie ist Ärztin, 42, zwei Kinder. Ich erhoffe mir von jemandem, den ich mag und der nicht behauptet, alle Transgender-Menschen sollten aufgeknüpft werden, eine Einsicht: Woher kommt diese Häme? Wieso diese Angst vor Gleichberechtigung? Denn in Wahrheit geht es nicht um diese wirklich kleine Gruppe von Transgender-Menschen und um ein paar Klos, sondern um die Frage, die auch in der Erregung über Flüchtlinge, Schwule, Lesben, Frauen und Migranten mitschwingt: Wer bitte meint denn in diesem Land noch alles, er habe gleiche Rechte verdient? Ich habe mich immer gefragt, wer die Leute sind, die ernsthaft was dagegen haben. Dabei kenne ich eine von ihnen.

Nach einer Weile reden, so wie wir immer reden, frage ich meine Freundin, was sie an der Vorstellung einer dritten Toilette so witzig fand. Sie sagt, dass es die politische Korrektheit so nett ad absurdum führe. Ich sage, ich glaube nicht, dass Menschen aus politischer Korrektheit so empfinden. Sie sei Ärztin, sie müsse doch die Menschen erst einmal ernst nehmen. Sie sagt, sie habe keine Lust auf so ein Telefonat, sie könne witzig finden, was sie will. Wir legen auf.

Ich führe noch einige solche Gespräche: mit einem befreundeten Paar am Rande eines Kindergeburtstags, meinem Schwager und meiner Schneiderin. Als ich Mitte Dezember meinen Mantel abholen will, kommen wir auf Flüchtlinge zu sprechen. Sie sucht eine Mitarbeiterin, ist sich aber nicht sicher, ob es eine Syrerin sein darf. »Man kann denen ja leider nicht in den Kopf gucken«, sagt sie, entschuldigend lächelnd und ernsthaft überfordert. Sie findet, man müsse Gesinnungstests machen, und all jene, die deutsche Prinzipien nicht anerkennen, müssten dann halt zurück in ihre Heimatländer geflogen werden. Ich sage, man könne doch nicht die Haltungen der Leute erfassen, erstens sei das rein wissenschaftlich unmöglich, zweitens ethisch total unange messen. Meine Schneiderin meint, sie denke nun mal so, und das dürfe sie auch. Ich stimme ihr zu und sage, ich wolle aber eben auch was erwidern dürfen. Sie packt meinen geflickten Mantel zusammen und legt mir die Quittung hin. Ende. Alle meine Versuche, im Alltag auf Rassismus, Sexismus und Schwachsinn zu reagieren, sind zu diesem Zeitpunkt gescheitert. Nicht weil keiner sich umstimmen ließ. Sondern weil ich es kein Mal geschafft habe, überhaupt eine Diskussion zu führen. Bis zu dem Teil mit den Argumenten kam ich nie. Das ist schon lustig, wenn man bedenkt, wie es mit

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

dieser Idee anfang. Als ich ein paar Kollegen und Kolleginnen davon erzählte, fanden sie, ich solle über die Erfahrung dann auch schreiben. So ein Text könne im besten Fall ja eine Anleitung werden, für andere, die ebenfalls beschließen, sich den Debatten im Alltag zu stellen. Also wenn der Feind A sagt, dann kann der Gute B sagen, und der Feind versteht das dann womöglich. Oder, wie wir am Konferenztisch mutmaßten, er verweigert die Einsicht. Dann müsste man anders rangehen. Wir spielten das durch. Alle waren sich einig, dass ich die Argumente parat haben müsste: dass Flüchtlinge nicht mehr Geld bekommen als Hartz-IV-Empfänger. Dass Flüchtlinge nicht mehr Straftaten begehen als Einheimische, aber umso häufiger Opfer werden, vor allem von rassistischen Übergriffen. Und so weiter. Ich wollte mich in einen Abwehrroboter verwandeln und auf Falsch-A mit Richtig-B kontern. Jedem Vorurteil mit Fakten begegnen. Ich habe mich wirklich vorbereitet, wie auf ein Strategiespiel. Und dann, Mitte Dezember, nach vier Wochen Widerspruch gegen latenten Rassismus, Sexismus und Flüchtlingshass, hatte ich noch kein einziges Mal mit Fakten zu tun gehabt, aber dafür ständig mit Gefühlen. Und vor allem mit der einen Feststellung: dass man ja wohl noch seine Meinung sagen dürfe.

Erst dachte ich, dieses Beschwören des Sprechverbots sei lediglich rhetorische Wichtigmacherei. Ich dachte, etwas Dummes oder Banales als unsagbar zu deklarieren und sich dann trotzig zurückzuziehen, sei der leichteste Schritt, um einem Austausch aus dem Weg zu gehen. Inzwischen gibt es ja Metaformen des Sprechverbots. Die Version der Rechten: fordern, dass man Dinge wieder sagen darf. Nur mal so generell. Die Version der Linken: fordern, dass man nicht alles sagen sollte, nur weil man es generell natürlich sagen dürfen sollte. So geht das im Grunde immer weiter. Es werden nur noch die Umstände eines politischen Diskurses diskutiert: Was darf gesagt werden, und wie sehr muss man auf die vermeintlich »anderen« eingehen?

Ich weiß noch, wie mich mein Vater an einem Abend im Sommer 2015 anrief, um über die Willkommenseuphorie zu schimpfen. Er meinte, man müsse von Anfang an deutlich machen, was die Bedingungen dieser Aufnahme in Deutschland seien. Ich fand, man könne auch erst mal helfen. Ich hatte ein paar Tage vorher Babykleidung zum Münchner Hauptbahnhof gebracht. Mein Vater sagte, Menschen aus dem Nahen Osten tickten anders, sie seien autoritärere Systeme gewohnt und müssten jetzt fair,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

aber unmissverständlich erklärt bekommen, dass die Liberalität hier keine Einladung ist, Lücken zu suchen. Mein Vater ist Gesamtschul lehrer im Brennpunkt. Er besteht darauf, sich theoretische Debatten über Rassismus nicht leisten zu können, dafür müsse er auf dem Pausenhof einfach viel zu schnell ein greifen. Mein Vater hat in seiner Freizeit Türkisch gelernt, damit er den Eltern seiner Schüler erklären kann, warum die regelmäßig zum Unterricht kommen müssen. Ich habe mir seine Aussagen damals mit dieser Arbeitsroutine erklärt und gleich noch eine Plastiktüte Babykleidung zum Bahnhof gebracht. Als Kompensation vermutlich.

Das nächste Gespräch führe ich anders. Es ist mein neuntes, seit ich beschloss, jetzt immer Stellung zu beziehen. Ich will mich diesmal an meine Strategie halten: so offen und authentisch zu sein, wie ich kann. Klingt banal? Auf jeden Fall. Ich habe trotzdem vier Wochen gebraucht, um so weit zu kommen. Offen und authentisch zu sein, birgt ein paar Gefahren. Erstens: Womöglich sage ich selbst etwas Rassistisches oder Sexistisches. Und seien es nur wohlmeinende Vorurteile. Zweitens: Womöglich muss ich auch mal bei unbequemen Wahrheiten zustimmen. Und sei es nur teilweise.

Und obwohl ich mir also fest vorgenommen habe, offener zu sein, endet das nächste Gespräch bei Freunden in der Küche wieder unbefriedigend. Nämlich damit, dass mein Gastgeber stockbeleidigt ist: »Ich hab keine Lust, mir von dir Gefühle unterstellen zu lassen !«, ist das Letzte, was er sagt, bevor er seine eigene Küche verlässt und auch ich nach einer harmlosen Anstandskonversation mit den restlichen Gästen seine Küche verlasse und nach Hause gehe. Was ist passiert? Er hatte gesagt, dass man ja inzwischen draußen nicht mehr sicher sei. Ich hatte korrigiert: Es sei im öffentlichen Raum laut Statistik sicherer denn je. Dass das also erst mal nur eine Aussage über ihn selbst sei, darüber, wie er sich fühlt, und nicht kausal mit der Gewaltbereitschaft von etwa Ausländern zusammenhänge (und schon gar nicht von allen). Aber ich habe ihm auch zustimmen wollen. Nur kam ich dazu leider nicht mehr. Ich erinnere mich, wie ich am Abend des 5. Januar 2016 am Kölner Hauptbahnhof aus dem ICE stieg. Ich hatte ein Pfefferspray in der Jackentasche. Wenn man es genau nimmt, hatte ich es in der Hand in der Jackentasche, und das beinahe den ganzen Weg zu meiner Unterkunft. Sobald ich hinter mir junge Männer lachen

hörte, drehte ich mich abrupt um. Jede grölende Gruppe war mir verdächtig, Ausländer gleich doppelt.

Ich rufe den Gastgeber ein paar Tage später noch mal an und erzähle ihm davon. Von dem Pfefferspray, von der Wut auf die Männer, die die Übergriffe begingen, auf die Polizei, die die sexualisierte Gewalt nicht ernstnahm, von meinem Mitgefühl für die Frauen und meiner Sorge vor dem Jahreswechsel auf 2017. Dass ich dieses Silvester dann ständig auf Nachrichtenseiten ging, um zu sehen, was in Köln ablief. Das unbehagliche Gefühl beim Foto dieser vielen Männer hinter der Absperrung, die als sichtbares Merkmal nur ihr Aussehen teilen: dunkle Haare, dunkle Augen. Das Gefühl der Scham, dass die da so eingepfercht stehen müssen. Aber auch: das Gefühl der Erleichterung, dass – und sei es zu diesem Preis der Demütigung dieser vielen Männer – in dieser Nacht nicht wieder so viele Frauen gedemütigt wurden. Der Freund fragt: »Darf man das so sagen?« Ich sage: »Was weiß ich.«

Nach inzwischen acht Wochen voller Nicht-Diskussionen mündet erst dieses Gespräch Anfang Januar in eine echte Diskussion. Mit echtem Inhalt. Am Ende plädiert der Freund sogar für mehr Ausnahmen von Abschiebungen als ich. Und wie kam es zu diesem Gespräch? Nur weil wir beide unsere Ambivalenz offenlegten, unsere Ratlosigkeit, die Zerrissenheit und eine diffuse Sorge. Und den Mut, das alles einfach so stehen zu lassen. Erst mal.

Am Tag nach dem Angriff auf den Berliner Weihnachtsmarkt hatte mich meine Tante angerufen, sie war sauer: »Diesen Scheißkerl hätten wir viel früher ausweisen müssen. Solche wie der lachen sich doch kaputt über uns«, sagte sie. Alles in diesen zwei Sätzen hätte mich früher zum Widerspruch bewegt. Dieses vereinnahmende »Wir« und »uns«, vor allem aber die Phrasen: »solche wie der« und »lachen sich kaputt«.

Wer die Reden der europäischen Rechten verfolgt, weiß, dass das einer von deren Lieblingsscharfmachern ist. Die Ausländer verhöhnen uns, aber die Regierung, bestehend aus linken Gutmenschen, hält noch die andere Wange hin und so weiter. Diesmal stimmte ich erst mal zu: Mir wäre ebenfalls lieber, man hätte ihn abgeschoben. Früher hätte ich auch nicht wegen des konkreten Inhalts der Aussage widersprochen, sondern aus pädagogischen Gründen. Um sie nicht in dem zu

bestätigen, was womöglich rassistisch motiviert ist oder dahin umschlagen könnte. Bloß: Das wäre dann eine Meta-Unterhaltung. Mein Gegenüber spricht, und ich antworte, je nachdem, welche Gesinnung ich bei ihm annehme, entweder ehrlich oder präemptiv. Und nicht nur ich. Ein Teil der Gesellschaft tut das längst.

Insofern gibt es das vielleicht wirklich: das Unsagbare. Nicht in dem Sinne, dass es verboten wäre zu sagen, was man denkt. Aber es ist wahr, dass inzwischen vorsorglich relativierend reagiert wird. Nach dem Anschlag auf den Berliner Weihnachtsmarkt konnte man das gut beobachten. »Fürchtet euch nicht«, schrieb eine Berliner Zeitung auf ihr Titelblatt. Die Titelseite der Bild , auf der schlicht »Angst !« stand, wurde als Hetze bezeichnet. Meine Internetblase bestand regelrecht darauf, dass die Berliner sich nicht einschüchtern ließen, und feierte diese angenommene Abgeklärtheit mit zahlreichen Internetkommentaren. Ich verstehe die Beweggründe: Angst und Sorge kleinhalten, damit daraus nicht Hass und Gewalt erwachsen. Das ist gut gemeint. Aber es würgt auch legitime Gefühle ab, die überhaupt kein politisches Motiv haben. In Umfragen zeigte sich nämlich, dass doch ziemlich viele Menschen Angst hatten und Weihnachtsmärkte gemieden haben. Ich habe nach dem Angriff meine Freunde in Berlin angerufen, alle hatten irgendwelche Gefühle: Enttäuschung, Mitgefühl, Wut, Trauer, Ohnmacht, Zynismus. Keiner hatte das Gefühl: Hass auf Flüchtlinge.

Im Gegenteil: Fast alle sagten gleich, sie hätten so sehr gehofft, dass der Attentäter kein Flüchtling sei. Gewaltforscher sagen inzwischen Sätze wie: »Es wird statistisch immer sicherer, in Deutschland zu leben – trotz steigenden Ausländeranteils.« Wenn irgendwo ein Verbrechen geschieht, sei es in Köln, Freiburg oder Berlin, wird in den folgenden Wochen wohlwollend hervorgehoben, dass auch Flüchtlinge unter den Trauernden waren, Blumen verteilt haben oder in spontanen Solidaritäts-Chören mitgesungen haben. Ganz so, als ob sie etwas gutzumachen hätten, nur weil einige Irre mit ihnen eingereist sind. Ich als junge deutsche Mutter will doch auch nicht mit weißen Kerzen auf den Plätzen stehen müssen und Vätern weiße Rosen überreichen, weil irgendwo im Bundesgebiet eine Mutter ihr Kind umgebracht hat. Ich verstehe den Impuls, der dahintersteckt, aber unterm Strich

bewirkt das alles genau das Gegenteil: Gewalt wird immer enger mit Herkunft verknüpft.

Klar gibt es eine Gruppe, die auf Angst setzt, um damit Politik zu machen, die unbelehrbar rassistisch ist und möchte, dass die Welt wieder so einfach wird wie früher. Ich finde, die bekommen zu viel Aufmerksamkeit. Bisher reagieren wir nur auf sie. Die Politik eh, aber die Mehrheitsgesellschaft auch. Die wenigen bestimmen den Diskurs, wenn sie uns dazu bringen, nur gehemmt über die Übergriffe der Kölner Silvesternacht zu sprechen, aus Sorge, unsere Abscheu könnte instrumentalisiert werden. Und wenn ein Jahr später nicht die Verhältnismäßigkeit des Polizeieinsatzes in Frage gestellt werden darf, bei dem knapp tausend Menschen in ihrer Freiheit eingeschränkt wurden – nur weil alle mit dem Ergebnis zufrieden waren. Und das, was der grünen Parteichefin Simone Peter für ihre kritischen Äußerungen aus der eigenen Partei entgegenschlug, war ja nicht nur Unmut über den Inhalt, sondern auch die große Furcht, Wähler zu verlieren.

Bei jeder Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit schwingt inzwischen die Frage mit, ob dieses oder jenes womöglich Beifall von der falschen Seite provoziert und ob man mit zu viel Linksideologie die gemäßigten Rechten verprellt. Es scheint, als buhlten alle Parteien um dieselben Wähler. So degradiert sich der pluralistische Teil selbst zu einer Art Meinungsklumpen. Dabei sollten alle, die grundsätzlich für ein respektvolles Miteinander sind, so divers wie möglich argumentieren, von links, von rechts, aus der Mitte kommend, die Wirklichkeit von so vielen Seiten wie möglich betrachten.

Nicht jeder konservative Vorstoß in der Sicherheitspolitik ist ein Anbieten an Rechts. Und kein linker Antrag auf Durchsetzung von Minderheitenrechten sollte jetzt vielleicht erst mal ruhen, weil »wir« es zuletzt ein wenig übertrieben haben und »die« inzwischen nicht mehr mitkommen.

Diese Besessenheit vom »wir« und »den anderen« – und jeder meint mit »den anderen« die anderen. Wenn es eine Arroganz der Eliten gibt, dann die, zu denken, latenter Rassismus und Sexismus seien Probleme, mit denen sie nicht zu kämpfen haben. Es wird oft so getan, als müsste man, um jemanden zu treffen, der ungerührt »Neger« sagt, schwul als abschätziges Adjektiv benutzt oder gut damit lebt, dass die

Arbeit, die Frauen machen, weniger Geld wert sein soll, einen sächsischen Neonazi-Neandertaler aufspüren. Vielleicht liegt es an mir, aber ich bekomme so was regelmäßig mit, einfach so, in meinem Alltag. Ich finde, das muss weg, lieber früher als später. Aber zur ehrlichen Bestandsaufnahme gehört eben auch, dass es nicht das Problem der anderen ist, sondern bei einem selbst beginnt.

Als Donald Trump im November die US-Wahl gewann, ging das große Grübeln los. Wer wählt den denn? Der erste Schluss war der gängige: der weiße, unterprivilegierte Mann vom Land sei es gewesen, hieß es. War schön einfach und – was noch viel wichtiger war – schön weit weg von denen, die es behaupteten. Nach und nach kam heraus, es haben auch Menschen Trump gewählt, die nicht unterprivilegiert sind, nicht männlich und nicht ganz so weit draußen auf dem Land wohnhaft. Inzwischen gibt es qualitative Befragungen der Trump-Wähler und -Wählerinnen, die besagen, dass unter ihnen kaum mehr Rassisten sind unter Clinton-Wählern. Die Trump-Wähler bestanden eher auf kulturelle Unterschiede, ohne aber ihre Kultur über die andere zu stellen. Somit kam das Problem denen näher, die es so weit weg verortet hatten: Es waren auch ihre Kollegen, Nachbarn und Verwandten gewesen.

Als ich meinen Kollegen in der Redaktion erzählte, dass ich für mein Experiment nur mit Menschen diskutieren wolle, die ich kenne oder denen ich im Alltag begegne, meinten einige, da käme ich mit »den anderen« doch gar nicht in Kontakt. Je länger ich jetzt diskutiere, desto sicherer bin ich mir: Ich lebe schon immer mittendrin.

Mein Word-Dokument speicherte ich zu Beginn ab unter dem Namen: »endlich wieder reden mit dem Feind«. Dann unter: »reden mit den anderen«. Inzwischen halte ich die Mär von den zwei Seiten für grob vereinfachend. Als ich den Text fertig hatte, hieß das Dokument nur noch: »reden«. Das ist schwer genug. Und wird vielleicht noch schwerer, wenn man sich von dem übergroßen Feind »die anderen« verabschiedet, der jede Debatte überschattet, sie aber in seiner Berechenbarkeit auch angenehm eskortiert hat. Ohne »die anderen« wird alles noch unübersichtlicher. Es gibt viele Haltungen, die auf den ersten Blick nicht zu vereinbaren sind.

Aber so ist es eben. Ich kenne Lesben, die gegen Abtreibung sind. Ich kenne Menschen, die finden, dass Transsexualität ein eingebildetes Problem sei, aber – das mal zur Verteidigung meiner Freundin – unentgeltlich als Ärztin in Roma-Siedlungen aushelfen. Ich kenne Leute, die Transitzonen genauso vehement befürworten wie die Homoehe. Ich kenne einen illegal in Deutschland arbeitenden Chinesen, der findet, Muslime müssten sich unbedingt registrieren lassen. Ich kenne eine geflüchtete Syrerin, die findet, viele Frauen in Deutschland kleideten sich nuttig, und die ihrerseits keinen Job bekommt, weil sie ein Kopftuch trägt. Ich kenne jemanden, der es falsch fand, unkontrolliert die Grenzen zu öffnen, aber nun, wo die Menschen da sind, jede Woche Deutsch-Nachhilfe gibt.

Und ich kenne Menschen, die all diese Widersprüche nicht aushalten. Die meinen, Rassismus sei, wenn man etwas Negatives über jemanden sagt, der nicht weiß ist. Und solche, die glauben, das Ernstnehmen anderer Lebensrealitäten sei was für Esoteriker. Und Zuhören was für Meinungsschwache. Leute, die über Einwanderung nicht mitdiskutieren, aus Angst, etwas Falsches zu sagen. Leute, die, wie ich am Anfang auch, gelernte Antworten geben, statt ehrlich zu bleiben, offen und belehrbar. All diese Leute müssen kein neues »Wir« werden. Im Gegenteil: Sie können verschieden bleiben, aber dann müssen sie anfangen, das auch auszuhalten.

LARA FRITZSCHE

Nachdem in der Familie der Autorin nur die Frauen phasenweise Pfefferspray in der Handtasche hatten, schenkte sie nun zu Weihnachten auch ihrem Vater eine Sprühdose. Der wandert nämlich gerade von Köln nach Istanbul und begegnet da hin und wieder Wölfen und Bären.

Wie ich einmal eine Wohnung suchte

Und fast daran zerbrach. Die Geschichte einer Wohnungssuche, schlimmer als Liebeskummer.

Von Friedemann Karig, jetzt.de, 15.05.2017

Als ich mit 40 Menschen in einem kleinen, leeren Zimmer stehe, bin ich ganz unten angekommen. Im Keller meiner Moral. Am Ende meiner Prinzipien. Ich bin bereit zu schleimen, zu blenden und zu lügen. Mich wie ein verlassener Liebender zu erniedrigen für das Objekt meiner Sehnsucht. Für 50 Quadratmeter Wohnfläche. Meine letzte Chance. Wie konnte es so weit kommen? Was hat mich bloß so ruiniert?

I. Entmenschlichung

An diesem Freitagabend, der erste warme des Jahres, suche ich seit drei Monaten eine Wohnung. In München, dem Endgegner der Mietmärkte. In dieser Zeit habe ich viel erlebt. Zu viel. In diesem Moment zum Beispiel sagt der Vermieter zu den 40 Seelen im leeren Wohnzimmer (15 m²): „Ihr denkt, ihr seid viele? Ihr habt noch Glück. Bei den anderen Terminen waren 100 Leute da.“ Jetzt verstehe ich auch seine militärisch knappe Einladung zur Besichtigung: „Alle mit Nachnamen von A- I bitte um 19 Uhr. Alle mit Nachnamen von J-Z bitte um 20 Uhr.“ Ich fühle mich wie ein Sträfling vor der Sträflingskleidungsausgabe. Wie eine Nummer. Ich bin kein Mensch mehr. Ich bin höchstens Mieter.

Wir Miet-Menschen stehen stadtweit alle für die die gleichen mittelmäßigen bis unverschämten Angebote an. Fünzfzigerjahre-Hässlichkeitsneubau, dunkel, dafür teuer. 15 Quadratmeter plus 30 Quadratmeter Dachterrasse, also ein Zeltplatz im fünften Stock, nur 1500 Euro. Eine Wohnung ohne Küche, dafür mit Vinyl-Boden aus Zeiten, als man [Musik](#) nur auf Vinyl hörte.

Die Entmenschlichung ist das eine. Die liebeskummerartige Abfolge von Optimismus und zwangsläufiger Enttäuschung das andere. Man hofft. Man bangt. Und wird doch nie glücklich. Ist die Wohnung ein Rattenloch für 21 Euro den Quadratmeter (kein Keller), dann ist man deprimiert, weil Rattenloch. Ist sie so bezaubernd wie angepriesen, mit Naturholz-Parkett und Balkon zum Innenhof, dann ist man deprimiert, weil man in der folgenden Lotterie niemals gewinnen wird, sondern immer die grundsolide Anästhesistin mit den perfekten Zähnen, die auf Mäusefüßen das Parkett streichelt und „hier könnte der Bauernschrank meiner Oma hinkommen“ säuselt, bis jeder Makler ganz verknallt ist.

So wie man als unglücklich Verliebter nichts mehr essen und nicht mehr denken kann vor lauter Sehnsucht, so hat man als Wohnungssuchender keine Freizeit mehr. Bekommt nichts mehr gearbeitet oder erledigt, weil die Wohnungssuche immer Priorität hat. Denn jeder Moment könnte der sein, in dem man zu spät auf ein neues Inserat, auf den Tipp eines Freunde reagiert. Und dann ist man selbst schuld an dieser ganzen Scheiße. Der einzige Trost: Alle anderen sind kaum besser dran. Wir sitzen zu Tausenden im Wohnungsgulag. Menschen, die auf unscharfe Fotos von Abstellkammern starren.

II. Durchleuchtung

Während man zum Mietvieh mutiert, das die immer gleichen Höflichkeitssimulationen blökt („Kann ich noch etwas tun? Bei Fragen immer gerne melden! Ich würde mich sehr freuen ...“), den immer gleichen Miet-Smalltalk betreibt („Jaja, der Markt ist schwierig momentan, die Stadt macht ja auch nichts ...“) wird man gleichzeitig wie in einem Überwachungsstaat durchleuchtet, wie ein Topmodel-Mädchen von Augen und Händen ausgezogen, bewertet, durchgekauft, ausgespuckt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Wohnungsbesichtigungen“ müssten eigentlich „Mieterbesichtigungen“ heißen. Einkommen, Beziehungsstatus, Beruf, Sicherheiten, Haustiere (besser nicht)? Standardinformationen, die aber so geballt nicht einmal Eltern oder Freunde haben. Doch wer eine Wohnung will, muss viel mehr von sich preisgeben: Familiengeschichte, Hobbys (keine Musikinstrumente!), letzter Urlaub (am besten nicht zu exotisch, weil der Unzuverlässigkeit verdächtig) gehören in jede gute Bewerbung. Oder zumindest verbal nachgeschoben. Bonustrack: Eine Beziehung zu DIESER Wohnung in DIESER Straße. Nach solchem Drill auf Konformität hat man am Ende mehr von sich mitgeteilt als bei jedem Vorstellungsgespräch, jedem Date, jeder Beichte. Und was bekommt man dafür?

„Ich weiß nicht, ob Sie mit Ihrem Beruf in diese Hausgemeinschaft passen“, sagte mir eine Vermieterin. Hinterhaus, zweiter Stock, perfekte Lage, bezahlbar. „Ach, ich brauche meine Ruhe, wenn ich zu Hause bin, wirklich“, antwortete ich passiv-defensiv. Was wollte die Alte? Welche Fallen legte sie auf den Weg zu dieser Behausung? „Das ist ja das Problem. Hier wohnen viele Familien mit kleinen Kindern“, fuhr sie fort, „die schätzen es nicht, wenn hier viele junge Männer ein- und ausgehen.“ Ich schluckte. Meinte sie meine Freunde? Oder meine *Freunde*? „Ich habe eine Freundin“, entfuhr es mir, und die Scham schoss mir heiß ins Gesicht. Für die Lüge. Und dafür, dass ich in mein Hetero-Dasein flüchtete, statt sie zu fragen, in welchem dunklen Mittelalter sie eigentlich zur Hölle nochmal lebte und dass *sie*, nicht die *jungen Männer* in dieser Hölle landen würde.

So lernt man bei einer Wohnungssuche die Stadt kennen – und die Menschen von ihrer schlechtesten Seite. Die eiskalten Großkapitalisten, die aus jeder ihrer 255 Wohnungen noch den letzten Euro Staffelmiete rauspressen – geschenkt. Dass Grundbesitzer, von millionenschwer bis einzimmervermietende Rentner, ihren Gewinn maximieren wollen, bekommt man ganz gut auf das Schweinesystem geschoben. Aber die normalen Menschen, die im selben Boot sitzen? „5000 Euro Ablöse“ wollte ein Vormieter für seine Wohnung mit Flussblick, ohne Makler. „Wofür genau ist diese Ablöse“, fragte ich, „die Küche? Die Einbauschränke?“ „Ne, einfach so. Haben wir

auch bezahlt.“ Es handelte sich um simples Handgeld. Der Tiefpunkt eines Trends, der mit „streichen musst du dann“, oder „wir empfehlen dem Vermieter natürlich Leute, mit denen wir nicht lange verhandeln müssen“ anfing. Ein entfesselter, aus dem Gleichgewicht geratener Markt macht nichts Gutes mit den Menschen. „Ausländer, warum bewerben die sich überhaupt?“ fragte mich ein Alt-Nazi, und dann wollte er 500 Euro für einen Ikea-Schuhschrank in grün.

Wie oft habe ich mich bei Besichtigungen für Mitinteressenten (und manchmal auch für mich) geschämt, die jeden Mucks des Maklers großäugig bestaunten. Noch jeden Strich Farbe mit „toll, so liebevoll renoviert“ kommentierten. Die nach Bestechung rochen wie ein Beamter in einer Bananenrepublik. Habt Ihr denn keinen Anstand, kein bisschen Stolz, gar keinen Respekt mehr vor euch selbst? Ich kann die Frage beantworten: Nein. Hat man nicht nach der zwanzigsten Absage, der vierundvierzigsten Besichtigung, der siebundsiebzigsten superfreundlichen Mail, in denen man Fremde verbal umarmt, als wären sie lang verschollene Geschwister. Und nie eine Antwort erhält.

III. Selbstaufgabe

Wenn man wieder eine Wohnung nicht bekommen hat, obwohl die Chemie zu den Vermietern so gut war, dass man sofort eine Flasche Crémant aufgemacht und Lieblingsanekdoten über die verstorbenen Omas ausgetauscht hätte, wenn selbst der denkbar netteste Herr Haberer trotz anderer Ankündigung eine Woche später per copy&paste absagt (an den falschen Namen), wenn man nicht zurückgerufen, nicht gesehen, nicht einmal im geringsten geachtet wird, dann passiert das Allerschlimmste: Man wird unsicher. Wie ein Single, der dutzende Körbe hintereinander einfährt, merkt man, dass man den eigenen Marktwert überschätzt hat. Dass das ganze Gequatsche von Topf und Deckel eine Lüge ist. Dass Liebe vielleicht obsiegt. Aber nicht in Mietshäusern.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

An diesem Punkt, liebe weltfremde Idealisten, fragt man nicht mehr nach Gerechtigkeit oder Fairness. Sondern nur noch: Wie sieht der aus, wie spricht er, wie *ist* er, dem man diese Wohnung geben würde? Wie Gefangene in Straflagern versuchen, der perfekte Gefangene zu werden, damit die Wärter sie nicht quälen, indem sie unsichtbar werden, verschwinden, *niemand* mehr sind, so versucht der Wohnungssuchende, der perfekte Mieter zu sein, das heißt: was auch immer der Vermieter will. Sein Frankenstein.

„Ich wusste nicht, dass es so schlimm ist“, sagte der Vermieter an diesem Abend, nachdem die 300 durch seine Wohnung marodiert waren. Er saß unten vor der Bar, die ihm gehörte, zu der die Wohnung gehörte, und ja, ich hatte das vorher ergoogelt, und ja, ich hatte hier noch ein Bier und noch eins getrunken, mit meiner Selbstauskunft auf dem Tisch und einer Freundin dabei, die mir immerhin für den nächsten Monat eine Notlösung verschafft hatte – Gott sei gedankt für diese Frau. Jetzt aber trieb sie mich an, „komm, das ist deine letzte Chance, rede mit dem Typen.“ Also hatte ich ihn müde gefragt, ob er eigentlich eine Tombola veranstalten würde, um den Mieter zu finden, „Tombola, haha“, hatte er müde gelacht und war weggegangen, „du bist raus“, hatte meine Freundin geflüstert.

IV. Selbsthass

Selbsthass. Er keimt zart auf, wenn man sich in der Tür noch einmal umdreht, dem ekligen Alt-Nazi, der „lieber jemand von hier hat, vestehnse“, noch einmal die Hand gibt und sagt: „würde mich freuen, von Ihnen zu hören“. Er schlägt Wurzeln, wenn man nachts um halb zwölf nach einem Tag voller Laptops und Mails und Buchstaben noch eine Mail mit Restauranttipps für Sizilien an eine junge Frau schreibt, nicht weil man sie mag, ihr einen tollen Urlaub wünscht, sondern weil sie reich ist und eine Wohnung von ihren Eltern zum achtzehnten Geburtstag geschenkt bekam, und jetzt eben die Reise auf Schillers Spuren plant, „es war GOETHE, du neureiche Pinselfliege“, will man eigentlich schreiben, und aus diesem Hass auf eine

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

völlig Unschuldige entspringt: mehr Selbsthass. Und er treibt bunte Blüten, wenn man irgendwann sogar die Freunde, die von Anfang an herzlich geholfen haben, nicht mehr erträgt.

„Hier, schau mal!“, heißt es täglich im Postfach, mit einem Link zu einem Facebook-Post von wegen „Nachmieter gesucht“, der schon nach Minuten öfter geteilt wurde als jedes süße Video von bekifften Kätzchen – was natürlich heißt: Die Wohnung ist längst weg und der nett gemeinte Hinweis des Freundes Schrott. Oder: "Kennst du schon den Newsletter XY? Voll gut!" Dass in dem Newsletter schon seit Monaten nur noch Gesuche auftauchen, weil der Markt nun mal scheiße ist? Egal. Unzählige Male wird man unter einem Wohnungsangebot verlinkt – und dann liegt die Wohnung außerhalb der Stadtgrenzen. Ist halb oder doppelt so groß wie benötigt. Kostet ein Vermögen. Oder ist längst vom Sohn des Vermieters belegt, „ach so, hatte ich vergessen, sorry“. Weil alle den Mietmarkt kennen und hassen, geben sie Feuerschutz – mit grobem Schrot. So hilfreich, als bekäme man auf der Suche nach einem neuen Auto freundschaftliche Angebote – abwechselnd für Bobbycars und Lamborghini.

Und irgendwann, nach der 196. Verlinkung als 57. Mensch unter dem Post für eine schäbige Einzimmerwohnung am Steißbein der Stadt, nach dem freundlichen Hinweis auf einen ehemaligen Fahrlehrer der Stief-Cousine, der vor drei Jahren mal eine Wohnung abzugeben hatte und den man doch einfach mal anschreiben soll, wohnt zwar in Hamburg, aber egal, beginnt man, diese hilfsbereiten Freunde zu hassen. Und wird leicht maulig. Dann kommen Sprüche wie: „Tja, zieh niemals freiwillig aus, und suche nur, so lange du nicht unbedingt was brauchst.“ Oder: „Meld dich halt bei der Genossenschaft an, dann hast du 2021 eine super Wohnung.“ Oder: „Schraub halt deine Ansprüche runter.“ Das alles hilft so viel wie das unausweichliche „Kopf hoch, andere Mütter haben auch schöne Töchter/Söhne“, das man beim Liebeskummer irgendwann zu hören bekommt. Besonders altklug sind immer die glücklich Vergebenen und die, die über den Onkel vom Chef irgendwo Altbau wohnen für unter

Marktpreis. Und dann sagt noch jemand: „Naja, das ist jetzt schon ein *first world problem*.“

V. Selbstmitleid

Stimmt. Und was für eins. Die Wohnungssuche in einer deutschen Großstadt ist vermutlich das schlimmste First-World-Problem überhaupt. Zumal als weißer Akademiker mit einem altdeutschen Vornamen. Ich heiße weder Mohammed noch habe ich ein kleines Kind. Ich suche eine Wohnung im friedlichsten Teil der Welt. Ich habe Geld und noch alle Zähne. Ich werde schon was finden. Wieso also das Selbstmitleid?

Ja, ja. Nur: diese weitere Selbstzerfleischung nutzt genau nichts. Macht es nur noch schlimmer. Die Entwurzelung, die Unsicherheit, einfach das abgefuckte Gefühl, kein Zuhause zu haben, bleibt beschissen, egal ob man privilegiert ist oder nicht. Sich das Unglück zu verbieten, weil es anderen noch mieser geht, hilft nichts. Und während der Suche interessiert das alles sowieso nicht. Man ist maximal unpolitisch. Das System mag schuld und todgeweiht sein, wir sollten auf die Barrikaden gehen, Mieter hört die Signale und alles – aber jetzt will ich nur eine Wohnung. Sozial gerecht ist nur noch meine Unterschrift unter einem Mietvertrag.

Man fühlt sich irgendwann wie ein Kranker: Wäre ich doch nur gesund, denkt man, also: hätte ich doch nur eine Wohnung. Dann wäre alles okay. Oder eben wie ein Liebeskranker: Ihr habt das nicht verstanden, will man den Vermieterin zurufen, ich bin euer Mann! Mit mir werde ihr glücklich! Wir sind füreinander bestimmt! Nachts um eins sitzt man zwischen ersten vollgepackten Kisten und denkt: Soll ich nochmal nachhaken? Noch eine nette Mail schreiben? Doch noch einen Restauranttipp für Sizilien? Man hält sich gewaltsam zurück, zu früh zu schreiben, überhaupt zu schreiben. Und wie früher, wenn man es partout nicht verstehen wollte, warum die Angebetete nicht merkte, dass hier ein großes Glück am Entstehen war, will man den Vermietern am liebsten zwingen, einen zu erwählen. Schreibt doch nochmal. Und

macht mit der Penetranz alles nur noch schlimmer. So sitzt man auf der Straße, blickt neidvoll hoch zu heimelig erleuchteten Fenstern und fühlt sich elend. Und ja, ich hatte schon einmal Liebeskummer, und ich war schon einmal richtig krank. Ich weiß, dass das schlimmer ist. Aber dass ich diesen Liebeskummer-Vergleich wirklich durchziehe, zeigt vielleicht am besten, wo ich nach drei Monaten erfolgloser Wohnungssuche stand.

VI. Ein Happy End?

Denn irgendwann, nach hunderten Immoscout-Exposés, vierzig Besichtigungen und eben so vielen Absagen, ist das spätbestmögliche Ausziehdatum da. Geistig immer wieder erfolgreich verdrängt, entpuppt es sich als letztlich doch wahr werdender Alptraum. Laster und Helfer sind bestellt. Das Leben in Kisten verpackt. Morgen geht es los. Die Sachen kommen ins Lager. Ich in eine winzige Zwischenmietwohnung. Von dort aus weitersuchen. Also: noch eine Besichtigung am Abend vor dem Umzug. Nur für das Gewissen, alles getan zu haben. Nur noch eine.

Und da bin ich nun. Erst mit 40 Menschen in einem kleinen Wohnzimmer. Dann vor einem Einschleim-Bier. Und denke darüber nach, mit welchem smarten Satz ich mich in das Herz des sichtlich genervten Vermieters spielen kann. Es fällt mir keiner ein. „300 Menschen waren da“, sagt er nochmal ungläubig, als ich meine Biere zahle. Die Freundin ist schon weg. Es ist spät geworden. Ich bin müde. Er ist müde. „Ich wohne seit zehn Jahren in der gleichen Wohnung“, sagt er, „ich wusste nicht, wie schlimm es ist.“ Er ist Gastronom. Kein Makler. Er will auch nur seine Ruhe.

Ich müsste ihn jetzt doch noch in ein Gespräch verwickeln. Gegen jeden Instinkt, jedes Prinzip. Er will zum nächsten Tisch. Ich gebe ihm meine Selbstauskunft. „Die drei Bier ziehen wir dann von der ersten Miete ab“, sage ich.

Seine Freunde lachen. Er nicht. Ich auch nicht.

Dann gehe ich nach Hause.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Am nächsten Morgen wache ich auf. Denke kurz: *Fuck*. Dann schreibe ich ihm eine Mail: „Gleich kommt der Umzugswagen. Bringt meine Sachen in ein Lager. Wenn du mich bis 15:30 Uhr anrufst, komme ich stattdessen zu dir.“

Was soll's, denke ich, während ich die letzten Sachen aus dem Keller räume.

Du hast gekämpft. Du hast verloren.

So ist das Leben. So ist die Liebe.

Fünfzehn Minuten später schreibt er: „Komm vorbei. Du hast die Wohnung.“

Der alte deutsche Traum ist ausgeträumt

Die Krise der Automobilindustrie ist nur ein Symptom dafür, dass es den Deutschen an einer beschwingten Vision fehlt, was sie mit ihrer Zukunft eigentlich anstellen wollen. Dabei wird es höchste Zeit.

Von Sascha Lehnartz, Welt am Sonntag, 09.08.2017

Wenn man genau hinschaut, sind die Zeichen unübersehbar, dass Dieter Zetsche der oberste Repräsentant eines Übergangstechnologiekonzerns ist, eine Art Hybrid-CEO. Sein Gesicht ziert ein kräftig aufgeforsteter Rudolf-Diesel-Gedächtnis-Schnauzer – wie eine Reminiszenz an den Tüftler, dem die Daimler AG einen Teil ihrer Marktmacht verdankt. Die Krawatte hingegen, bis vor Kurzem unverzichtbares Accessoire eines deutschen Dax-Vorstandes, lässt Zetsche immer öfter im vermutlich befahrenen Kleiderschrank. Der Schnurrbart sagt noch: „Good Old German Engineering“, das offene Hemd schreit „Wanna be Start-up.“

Der Dr.-Z.-Style ist ein Sampling modischer Versatzstücke aus Industrie 1.0. und Economy 4.0. Nicht mehr ganz Nadelstreifen und noch nicht ganz Hoodie mit Flip-flops. Damit steht der hybride Herr Zetsche gleichsam stellvertretend für die Identitätskrise eines ganzen Landes: Wir wissen noch nicht, was wir gerade werden, aber wir ahnen, dass nichts so bleiben wird, wie es war. Doch ins Offene trauen wir uns nicht. Was wir allerdings ahnen ist, dass der alte deutsche Traum ausgeträumt ist. Der basierte auf einer gewissen Berechenbarkeit des bürgerlichen Lebens und auf drei Ponderabilien: Mein Haus, mein Auto, mein passabel gefülltes Sparbuch. Das ist vorbei.

Beim Diesel-Tribunal am vergangenen Mittwoch trugen die Mitangeklagten Matthias Müller (Volkswagen) und Harald Krüger (BMW) noch Schlips und machten damit deutlich, dass sie vestimentär und unternehmensphilosophisch eher dem 20. Jahrhundert und damit dem alten deutschen Traum verhaftet sind. Zetsche hingegen

bevorzugte ein offenes weißes Hemd mit frechen, blau-umrandeten Knopflöchern unter dem dunkelblauen Anzug.

Vor ein paar Monaten tauchte er sogar ganz ohne Jackett beim ehemaligen Tech-Nerd-Festival „South by Southwest“ in Austin/Texas auf, kaufte sich ein paar Cowboystiefel und einen Hut, und ließ sich im C-Klasse-Cabriolet und dann in einer klimaneutralen Fahrrad-Rikscha durch die Gegend kutschieren, um kurz darauf zu verkünden, er spüre an dieser ungemein inspirierenden Location schon ziemlich deutliche „Vibes“.

Noch fehlt die entscheidende Idee

Die Spritztour des CEO war keine spontane Lockerungsübung, sondern diente, wie beinahe alles, was CEOs so tun, einem strategischen Ziel: Rüberbringen, was für ein cooler Laden der gute alte Daimler gerade im Begriff ist zu werden. Zetsche weiß, dass der alte deutsche Traum ausgeträumt ist, er hat allerdings auch noch keinen neuen. In der Übergangsphase formuliert er das so: „Wir müssen Daimler wieder mehr zur Start-up-Garage machen.“ Seine Vision von der Daimler AG der Zukunft heiße „ein Weltkonzern mit Gründergeist“.

In diversen deutschen Großunternehmen ist es Mode geworden, auf krudem Business-Englisch zu communicaten und die zu festangestellter Trägheit neigende Belegschaft anzutreiben, gefälligst Start-up-Spirit zu entwickeln. Begleitend lockert man den Dresscode und stellt als Incentive ein paar Kicker-Tische, Euro-Paletten und Craft-Beer-Kühlschränke in eine Chill-out-Lounge, die selten jemand besucht. Wir hier in der Springer-Family (wir heißen jetzt intern wirklich so) wissen, wovon wir reden: Bei uns steht das Zeug auch rum.

Was die meisten Unternehmen allerdings vergessen zur Start-up-Deko mitzuliefern, ist: eine Strategie. (Das ist hier bei uns in der Springer-Family natürlich ganz anders.) Denn hinter viel Innovations-Gerede, Agilitäts-Klimbim und Disruptions-Blabla wird gerne verborgen, dass etwas Entscheidendes fehlt: eine überzeugende Idee, wie man in der Zukunft noch Geld verdienen soll. Und weil das so ist, hält man bis auf Weiteres im traditionellen deutschen Beharrlichkeits-Dreiklang an überholten Geschäftsmodellen fest: „Hamwa immer schon so gemacht. Hamwa noch nie so gemacht.“

Wo kämen wir denn da hin?“

Die Politik ist an die Schlüsselindustrie gekettet

Der sogenannte Diesel-Gipfel am vergangenen Mittwoch war auch eine Performance dieses Mantras des Struktur-Konservatismus. Ausgerechnet die Vorzeigebranche der deutschen Wirtschaft, die für ein Drittel der deutschen Exporte verantwortlich ist und von der fast eine Million Arbeitsplätze direkt abhängen, hat nicht nur keine zwingende Strategie, sondern auch kein überzeugendes Produkt für die Zukunft. Deshalb will sie sich bis auf Weiteres durchmogeln.

Sie möchte an der Produktion eines Antriebs festhalten, der ein Auslaufmodell ist, aber zufriedenstellende Gewinne abwirft: „Sorry, geht nicht anders. Super Fertigungstiefe“, lautet das Argument der Bestandswahrer. Um ihr prekäres Geschäftsmodell so lange wie möglich fortführen zu können, betreibt diese Industrie erfolgreich politische Landschaftspflege. Man spendet regelmäßig und großzügig.

Die Grenzen zwischen Kabinettposten und Auto-Lobby-Job sind fließend. Das Abhängigkeitsverhältnis, in dem sich die Politik befindet, macht sie der mächtigsten Industrie des Landes vergleichsweise gefügig. Dass es Politiker gibt, die als unmittelbare Reaktion auf die Betrugsvorwürfe im Zusammenhang mit einer fragwürdigen Technologie umgehend Steuererleichterungen für eben diese Technologie fordern, ist dafür ein Indiz.

Die Politik ist nicht mehr in der Lage, eine zu stark von sich selbst eingenommene Schlüsselindustrie zu disziplinieren, die sich selbstredend als Global Player versteht – und deren Chefs sich deshalb auch für die weitaus größeren Checker halten als die Hornbrillenträger in irgendwelchen Verkehrsministerien.

Versagen entsteht aus der Hybris der Unangreifbarkeit

Auch deshalb war dieser Diesel-Gipfel ein zelebriertes Ritual der Ratlosigkeit, ein Symptom dafür, dass es den Deutschen an einer beschwingten Vision fehlt, was sie mit ihrer Zukunft eigentlich anstellen wollen. Die Politik weiß es nicht; die Industrie offenkundig auch nicht. Und Letzteres ist in einem Land wie Deutschland, das sein Selbstbewusstsein weniger aus der politischen Verfasstheit, sondern aus seinem öko-

nomischen Überlegenheitsgefühl ableitet, eigentlich noch schlimmer.

In den Krisen-Kommunikationsabteilungen der betroffenen Konzerne hätte allerdings mal jemand darauf kommen können, dass das Versprechen eines kostenlosen „Updates“ ausgerechnet jener Software, deren Funktion es bislang war, den Betrug zu bewirken, nicht die überzeugendste Methode ist, um verlorenes Vertrauen zurückzugewinnen. Das Versagen der deutschen Automobilkonzerne entstand aus der Hybris der Unangreifbarkeit. Der wenig gewinnende Auftritt des VW-Bosses Matthias Müller bei der Pressekonferenz unterstrich dies.

Was die Auto-Bosse allerdings unterschätzen, ist die zur Neige gehende Geduld ihrer Kundschaft. Denn der Vertrauensbruch, den die Automobilbranche an ihren Kunden begeht, ist für diese nicht der erste. Vor knapp zehn Jahren gingen diese durch die Finanzkrise. Seitdem trauen sie ihren Bankberatern nicht mehr. Nun erleben sie, dass auf das Qualitätsversprechen deutscher Autobauer kein Verlass mehr ist. Zinsen gibt es auch schon seit Längerem keine mehr.

Es sind die Grundfesten des deutschen Mittelstandswohlstandsversprechens, die zunehmend ins Rutschen geraten: Schaffe, schaffe, Häusle baue. Dazu Daimler leasen. Oder wenigstens einen Passat TDI. Nur bringen es angesichts steigender Immobilienpreise immer weniger zum Häuslebauen, da können sie noch so viel schaffen.

Der alte deutsche Traum erscheint zunehmend unerfüllbar. Stattdessen steht man immer länger in Staus. Und verliert etwas volkswirtschaftlich Unverzichtbares: Die Freude am Fahren.

Im Endkampf gegen die Autobranche

Seine systemgefährdende Wucht entfaltet das Arroganz-Delikt der deutschen Autobauer jedoch erst aus dem Zusammentreffen mehrerer Faktoren: zum einen der bedrohlichen Geschwindigkeit, welche die Veränderungsprozesse in der globalen Wirtschaft gerade aufnehmen, zum anderen eine wieder einmal verstärkt aufflackernde, seltsame Lust der Deutschen an Selbstzerstörung und -bestrafung. Mag ja sein, dass die deutsche Automobilbranche gerade nicht ihre sympathischste und kreativste Phase hat – ihren herausragenden Anteil am Wohlstand dieses Landes und der Reputation des „Made in Germany“ kann eigentlich trotzdem niemand ernsthaft bestreiten.

Doch genau das tut eine bizarre Allianz aus Grenzwert-Fetischisten, Stickstoff-Apokalyptikern und hypermoralisierenden Kampfbrütern, die nun offenbar die Chance wittert, einen verhassten Industriezweig zur Strecke zu bringen. Das gibt es in dieser Verbissenheit wahrscheinlich nur in Deutschland. Man hat jedenfalls kaum je von Bürgerinitiativen in Frankreich gehört, die den Weinbau ausrotten wollen, weil es Leberzirrhose gibt.

Wie sehr in der Hitze des Gefechtes zuweilen die Maßstäbe entgleisen, zeigt der – mittlerweile gelöschte – Tweet des Journalisten Jürgen Döschner, der in der ARD als „Energieexperte“ firmiert. „Die Autoindustrie vergast jedes Jahr 10.000 Unschuldige“, twitterte Döschner – um später zurückzurufen. Nachdem ihm aufgefallen war, dass die Vokabel „vergasen“ historisch belastet ist, ersetzte er sie durch das seiner Meinung nach „neutralere“ Wort „töten“. Dass die Zahlen von vermeintlichen „Diesel-Opfern“ in Deutschland – mal sind es 10.000, andere fabulieren gar von 40.000 pro Jahr – durch keine Studie zu belegen sind, geschenkt. Im Endkampf gegen die Autobranche scheint jedes Mittel billig.

Die Deutsche Umwelthilfe versucht seit Jahren auf dem Klageweg dem Diesel den Garaus zu machen. Ihr Geschäftsführer Jürgen Resch, ein pfiffig-verbissener Öko-Querulant, wie ihn nur Deutschland hervorzubringen vermag, sieht sich nun kurz vor dem Ziel. Wie man Klima-Ziele erreichen soll, wenn der Diesel erledigt ist, weiß unter den grünen Kreuzrittern allerdings auch keiner.

Dass der Benzinmotor weit mehr CO₂ produziert als der Diesel – und damit den Treibhauseffekt beschleunigt – wird von den Überzeugungstätern ebenso vernachlässigt wie die Tatsache, dass es für die Utopie eines in knuddeligen Elektrokisten sanft dahinsurrenden Deutschlands weder genug Tankstellen, noch genug Strom, noch genug Batteriekapazität – und vor allem zu wenig Deutsche gibt, die in Elektroautos herumsurren wollen.

Was im Übrigen kein Wunder ist, weil die Designabteilungen der Automobilkonzerne offenbar in einem noch nicht aufgedeckten Kartell verabredet haben, dass Elektroautos in jedem Fall so albern, unsexy und infantil auszusehen haben, dass sie möglichst niemand kauft. Anders ist so eine Missgeburt wie der BMW i 3, der aussieht wie ein pubertierendes Bobby-Car, nicht zu erklären. Aber das ist ein anderes Thema.

Obsession, Menschen zu ihrem Glück zu zwingen

Wichtiger wäre die Frage, unter welchen Kinderarbeitsbedingungen und mit welchen ökologischen Folgen der Abbau der Rohstoffe wie Kobalt, die für die Batterien nötig wären, eigentlich vonstatten geht. Aber an der Auflösung solcher Nachhaltigkeits-Dilemmata sind die Autophoben hierzulande denkbar wenig interessiert. Stattdessen fordern sie etwa in Leitartikeln in der „taz“ eine mutige „radikalökologische Opposition“, die „nur mal so als Idee“ 5 Euro pro Liter Benzin fordert. Dies, so der Autor, „nicht etwa „um der Autoindustrie zu schaden“, sondern um die „betrügerische Bande“ zu „ihrem Glück zu zwingen.“

Diese Obsession – Menschen oder Unternehmen zu ihrem Glück zwingen zu wollen – ist in Deutschland komischerweise auch nach den wenig erfolgreichen Versuchen zweier totalitärer Regime in den vergangenen 85 Jahren noch immer relativ populär. Heutzutage ist es vor allem eine militante Anti-Fahr, die diesen Drang verspürt. Und der mediale Raum, der solch proto-totalitärem Gedankengut eingeräumt wird, ist recht großzügig. Am „Welterschöpfungstag“ etwa – dem Tag, an dem angeblich die globalen Ressourcen eines Jahres aufgebraucht sind – durfte morgens im Deutschlandfunk der „Postwachstumsökonom“ Niko Paech minutenlang seine Zwangsschrumpfungphantasmen verbreiten.

Wahrscheinlich ist Deutschland das einzige führende Industrieland der Welt, in der es „Postwachstumsökonom“ gibt, die im öffentlich-rechtlichen Radio ungebremst erzählen dürfen, dass es besser wäre, wenn es kein Wirtschaftswachstum gäbe, wenn man möglichst viele Straßen schlösse, Autos tendenziell abschaffte und insgesamt möglichst viel wegnähme und verböte. Leute wie Paech träumen von einer Welt, in der fünf Leute, die alle nur noch halbtags arbeiten, sich einen Rasenmäher teilen und diesen gemeinsam in ein „Repaircafé“ bringen, wenn er kaputt ist. Für den Wohlstand einer G-7-Volkswirtschaft dürfte es mit diesem Modell auf Dauer eng werden.

Uns sollte rasch etwas einfallen

Während man noch schlaftrunken über die paechschen Reduktionsvisionen staunt, kommt einem beim morgendlichen Radiohören am Welterschöpfungstag der Gedanke, ob es vielleicht eine Art unheimlicher Allianz gibt, die gemeinsam dabei ist,

den Industriestandort Deutschland rapide zurückzubauen. Eine zu arrogante Autoindustrie, die keinen Plan für die Zukunft hat, arbeitet unbewusst Hand in Hand mit einer lethargischen politischen Führung und einer Handvoll hypermoralisierender Anti-Motoristen. Gemeinsam zerdeppert diese Combo möglicherweise gerade das vormalige Modell Deutschland.

Herausgerissen wird man aus diesem betrüblichen Gedankengang durch die Stauschau. Auch das ein schönes deutsches Ritual. In welchem anderen Land erfährt man fünf Minuten lang im staatlichen Radio, wo es gerade landesweit überhaupt nicht läuft? Staus und Behinderungen von mehr als zehn Kilometern gibt es auch heute wieder in Pinneberg, am Dreieck Werder, vor Wunstorf-Kohlenfeld, am Breitscheider Kreuz, zwischen Burscheid und Leverkusen, am Heumarer Dreieck, am Wiesbadener Kreuz, Stuttgart- Degerloch, Garching-Nord und so fort.

Unter denen, die dort stehen, vermutlich viele Diesel-Fahrer, die beim Gedanken an den Wiederverkaufswert ihres Fahrzeugs Pickel bekommen. Der Diesel-Anteil in Deutschland lag vor Kurzem noch bei 47 Prozent, im vergangenen Jahr sank der Zulassungsanteil jedoch bereits um gut zehn Prozentpunkte. Das ist das Symptom des fortschreitenden Vertrauensverlustes und eine Mahnung zur Eile. Uns sollte rasch etwas einfallen.

Unausgeschlafen und übellaunig kommen wir ins Büro

Im Schatten des Diesel-Gipfels gab es in der vergangenen Woche zwei Ereignisse, denen weniger Aufmerksamkeit geschenkt wurde, als sie verdient gehabt hätten, denn sie werfen Licht auf die verfahrenere Gesamtlage: Das Bundesinstitut für Bau-Stadt- und Raumforschung legte eine Studie vor, wonach inzwischen mehr als 60 Prozent der sozialversicherten Arbeitnehmer in Deutschland zur Arbeit an Orte pendeln, in denen sie nicht wohnen. Das sind 17 Millionen Menschen. Seitdem Jahr 2000 ist die Zahl der Pendler in Deutschland um 21 Prozent gestiegen, in Berlin gar um sage und schreibe 53 Prozent.

Der Grund: Weil immer mehr Menschen sich das Wohnen in den Städten nicht mehr leisten können, pendeln sie in die Städte hinein, im Schnitt 16,8 Kilometer. Pro Tag. Pro Strecke. Die Folge: Immer mehr Menschen kommen übellaunig und unausge-

schlafen in ihre Büros und verpesten dabei immer mehr Luft. Physische und psychische Probleme nehmen dadurch zu, stellen die Krankenkassen fest.

Es ist diese ungute Entwicklung, die in der vergangenen Woche im Zentrum eines Kongresses stand, der in Bamberg unter dem lapidaren Titel „Wohnen in Deutschland“ stattfand. Dort wurden dramatische Zustände beschrieben. Denn Wohnen in Deutschland wird immer unerschwinglicher. Nach Expertenberechnungen werden in Deutschland rund 350.000 neue Wohnungen benötigt, aber nur etwa 280.000 gebaut. Fehlen also rund 70.000 – pro Jahr. Gründe für den Mangel sind nicht nur eine verfehlte Wohnungsbaupolitik, versagende Mietpreisbremsen und der Zuzug durch Geflüchtete und Migranten. Die Städte werden zu exklusiven Räumen.

Wir brauchen nur ein bisschen Start-up-Spirit

Während mehr und mehr Familien aus Großstädten fliehen, weil sie sich die hohen Mieten nicht mehr leisten können, rücken Vermögende aus dem In- und Ausland nach und kaufen Wohnraum auf, weil Immobilien in der aktuellen Niedrigzinslage eine der wenigen attraktiven Anlageformen sind. Zugleich macht eben diese Niedrigzinspolitik der Europäischen Zentralbank in Verbindung mit steigenden Preisen es für Normalverdiener nahezu unmöglich, das nötige Eigenkapital anzusparen, um in einen explodierenden Markt einsteigen zu können. Die Folge: Sie ziehen aufs Land, an die Ränder der großen Städte und sind gezwungen zu pendeln.

Die Ränder der großen Städte fransen so immer weiter aus. Es entstehen jene Gebiete, die der französische Geograf und Soziologe Christophe Guilluy „periurbane Zonen“ nennt. Nicht mehr wirklich Stadt und noch nicht auf dem Land. Schlaforte, aus denen man stundenlang zur Arbeit pendeln muss.

In Frankreich sind das die Gegenden, wo heute besonders gern Front National gewählt wird. Einer solchen gesellschaftlichen Zersiedelung entgegenzuwirken, wäre eigentlich eine lohnende gemeinschaftliche Aufgabe für eine Politik, die noch den Ehrgeiz hätte zu gestalten, und für Automobil-Unternehmen, die sich doch so gerne als nachhaltige Mobilitätskonzerne neu erfinden möchten und in ihren „Future-Life-Mobility“-Abteilungen schon seit geraumer Zeit darüber nachdenken, wie eigentlich die Smart City der Zukunft aussehen könnte.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Vielleicht sollten sich deshalb alle zusammen mal an einen großen runden Tisch setzen. Und mit Powerpoint einen schönen neuen deutschen Traum an die Wand werfen. Die Kampfradler und die Postwachstumsökonomien können ruhig auch mitmachen. Alles, was es braucht, ist ein bisschen Start-up-Spirit.

Das PC-Monster

Kaum ein Reizwort spaltet die USA so sehr wie Political Correctness. Was zu mehr Freiheit führen sollte, führt heute oft zu mehr Unfreiheit – und hat die Rechte stark gemacht.

Von Philipp Oehmke, Der Spiegel, 03.12.2017

Es ist ein Freitagnachmittag in Oberlin in Ohio, einen knappen Monat bevor das Land Donald Trump zu seinem Präsidenten wählen wird. Die letzten Seminare, Kurse und Vorlesungen der Woche sind soeben zu Ende gegangen, eine junge Frau kommt barfuß angelaufen, ein Hula-Hoop-Reifen kreist um ihre Taille, andere führen eine Art rhythmischen Tanz auf, dazu läuft afrikanische Musik, zwei schwarze Studenten rappen.

Die Szene könnte auch an einem Strand voller Rucksacktouristen spielen, doch dies hier ist eine der teuersten Hochschulen des Landes.

Viele Studentinnen haben grün oder blau gefärbte Haare, sie tragen Piercings, und ihr Kleidungs Vorbild scheint die "Girls"-Erfinderin Lena Dunham zu sein, der Star, der auch hier studiert hat.

Dass das Land ein paar Wochen später Donald Trump wählen könnte, scheint hier undenkbar. Dabei ist dieses Land nur wenige Meilen entfernt. Oberlin liegt in Ohio, einem der Swingstates, die Trumps Wahlsieg ermöglicht haben. Fährt man die

College Road nur fünf Minuten stadtauswärts, steckt im Rasen eines jeden Vorgartens ein blaues Schild mit der Aufschrift "Trump Pence 2016".

Es sind Orte wie Oberlin, in denen jene linksliberale Elite herangezchtet wird, von der Trump-Leute im Wahlkampf mit so verächtlichen Worten gesprochen haben.

Als ein paar Monate zuvor in Oberlin und an anderen liberalen Universitäten irgendjemand mit Kreide "Trump 2016" an Häuserwände und auf Bürgersteige geschrieben hatte, erlitten einige Studenten dadurch nach eigenen Angaben ein Trauma. An manchen Universitäten kam es zu Demonstrationen. Die Studenten forderten "safe spaces", geschützte Räume, in die die Zumutung des Namens dieses "faschistischen, rassistischen Kandidaten" nicht eindringe.

Überhaupt: "safe spaces". In den Monaten vor der Wahl ist dieser Begriff einer der meistdiskutierten in Oberlin. Das Konzept kommt ursprünglich aus dem Feminismus und beschreibt einen physisch wie intellektuell geschützten Raum, der einen vor potenziell beleidigenden, verletzenden oder gar traumatisierenden Gedanken oder Äußerungen und somit, wenn man so will, vor der Welt beschützt. Als im vergangenen Jahr die konservative Philosophin und Feminismuskritikerin Christina Hoff Sommers in Oberlin einen Gastvortrag halten sollte, war ein Teil der Studenten nicht einverstanden, Sommers' Ansichten zum Feminismus stellten "micro aggressions" dar.

Als Sommers trotzdem auftrat, richteten einige Oberlin-Studenten währenddessen einen "safe space" ein, in dem, wie ein Professor berichtete, zur Beruhigung und Traumapflege "New-Age-Musik lief, man sich massieren und von Stofftieren trösten" lassen konnte.

"Micro aggressions" sind die begrifflichen Geschwister der "safe spaces", kleine, von den Opfern als übergriffig wahrgenommene Äußerungen; dazu kommen "trigger warnings", kurze Hinweise vor einem Text, Bild, Film oder Kunstwerk, die informieren, dass das Folgende möglicherweise bei betroffenen Menschen die Wiederauffrischung einer traumatischen Erfahrung oder einer posttraumatischen Belastungsstörung "triggern", also auslösen können. Sicher ein sinnvoller Schutz für Menschen, die aus dem Krieg kommen, die aus ihrer Heimat geflohen sind oder anderweitig Härte und Gewalt ausgesetzt waren.

In Oberlin aber hat sich ein Student bei der Hochschulleitung beschwert und eine Trigger-Warnung für Sophokles' "Antigone" gefordert. Die in dem Drama behandelten Suizide hätten in ihm starke Gefühle ausgelöst. Ihn, der selbst eine Zeit lang unter Suizidbeobachtung stand, hätte man warnen müssen. In einem Aufsatz für die Hochschulzeitschrift verglich Cyrus Eosphoros, so der Name des Studenten, eine Trigger-Warnung mit Auflistung der Inhaltsstoffe von Lebensmitteln: "Menschen sollten das Recht haben zu wissen und sich einverstanden zu erklären, womit sie ihren Kopf füttern." Mittlerweile hat Eosphoros sein Studium hier abgebrochen.

Die Forderung nach "safe spaces" und Trigger-Warnungen sowie die Beschwerde über Mikroaggressionen, all das fällt in den USA unter den Begriff der Political Correctness.

Kaum ein anderer Begriff ist derart ideologisch aufgeladen und umkämpft wie dieser. Am verbreitetsten ist seine Verwendung als Schimpfwort: Aus dem Mund der Rechten, aus dem Mund Donald Trumps und seiner Millionen Unterstützer beschreibt er eine selbst auferlegte Zensur. Er gilt als Ausdruck einer Opferkultur, in der ein hypersensibler "linksliberaler Mainstream" (auch so ein Schimpfwort) sich von jeder Abweichung vom eigenen Denken abschotten will. Ihre Gegner verstehen politische Korrektheit als Fixierung auf die Bedürfnisse von Minderheiten und die eigene Identität, auf Hautfarbe und Geschlecht.

Wer nun, einen Monat nach der Wahl, nach den Voraussetzungen sucht, unter denen der Trump-Sieg möglich werden konnte, gelangt relativ schnell zur Weigerung vieler Trump-Gegner bis hin zu Clintons Wahlkampfteam, sich der unbequemen Tatsache einer Heerschar von begeisterten Trump-Fans überall im Land zu stellen. Es ist, als hätte sich das liberale Amerika im Angesicht von Trump kollektiv in einen "safe space" verzogen, und als es aus diesem nach der Wahl wieder auftauchte, hatte Trump gewonnen.

Politische Korrektheit war nicht immer gleichbedeutend mit Überempfindlichkeit, Wohlfühloasen oder Zensur. Kein Projekt der Bildungselite und des Establishments, als das sie heute gesehen wird, sondern eines der Gegenkultur. Ein Versuch, die öffentliche Debatte von den über Jahrhunderte geläufigen, mit Rasse, Geschlecht, Herkunft zusammenhängenden Vorurteilen zu befreien, von all den scheinbar beiläufigen, aber doch ziemlich hasserfüllten Abschätzigkeiten, unter denen vor allem Minderheiten, Schwächere zu leiden hatten. Es sollte der Versuch sein, die Sichtweisen dieser Minderheiten überhaupt einmal zuzulassen in der öffentlichen Debatte.

Dass Denken mit Sprache beginnt, war eine der Annahmen der politischen Korrektheit. Wer sich abschätzig ausdrückt, denkt auch so. Eine andere Annahme ist jene des ständigen Fortschritts. Menschen entwickeln sich, Diskriminierung und Ungleichheit werden Jahrhundert für Jahrhundert zurückgedrängt, von der Abschaffung der Sklaverei über das Frauenwahlrecht bis hin zur gleichgeschlechtlichen Ehe und der wachsenden Akzeptanz von Transgender-Menschen. Fortschritt war die Integration von ehemals Unterdrückten und Minderheiten. So weit die Theorie.

Doch im vergangenen Jahrzehnt hat die Obsession für Minderheiten und ihren Opferstatus möglicherweise überhandgenommen. In einem viel diskutierten Beitrag

für die "New York Times" hat Mark Lilla, Professor an der New Yorker Columbia University, Ende November die Ansicht vertreten, der amerikanische Liberalismus sei in den vergangenen Jahren von einer Hysterie bezüglich Rasse, Geschlecht und sexueller Identität ergriffen worden. Es sei ein strategischer Fehler Hillary Clintons gewesen, so Lilla, dass sie sich in ihrer Kampagne zu sehr an Afroamerikaner, Latinos, Homosexuelle und Frauen gewandt habe. "Die Fixierung auf Vielfalt in der Schule und in der Presse hat eine Generation von Liberalen und Progressiven hervorgebracht, die sich auf narzisstische Weise vor den Problemen derer verschließt, die außerhalb ihrer selbst definierten Gruppen stehen."

Während sich die weiße Arbeiterklasse und die Unterschicht hinter Trump scharten, war die Studentenschaft in Oberlin damit beschäftigt, eine Demonstration gegen das Essen im Afrikan Heritage House zu organisieren. Einige Studenten hatten darauf hingewiesen, dass die Gerichte allenfalls eine verwestlichte Interpretation der Originalrezepte darstellten, eine Respektlosigkeit gegenüber afrikanischer Tradition. Auch für dieses Vergehen gibt es einen Begriff: "cultural appropriation", eine kulturelle Aneignung, eine Anmaßung.

Asiatische Studenten wiederum beschwerten sich, in der Mensa werde das Bánh Mi, eine Art vietnamesisches Sandwich, nicht mit den korrekten Zutaten zubereitet – das sei kultureller Imperialismus.

Die Hochschule nahm die Vorwürfe ernst, so wie sie alle Beschwerden von Studenten ernst nimmt. Aus Angst um ihren Ruf, aus Angst vor juristischen Auseinandersetzungen, die zu bestreiten die häufig wohlhabenden Eltern der Studenten finanziell locker in der Lage sind.

Die Betreiber der Mensa mussten sich öffentlich entschuldigen. Wobei sich nicht nur vietnamesische Studenten gekränkt hätten fühlen sollen. Es betraf alle. Ein weiterer Begriff in Oberlin ist nämlich "allyship", die Theorie geht folgendermaßen:

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wer sein Leben als weißer, heterosexueller Mann verbracht hat, wird nie verstehen können, warum ein falsches Sandwich ein Trauma auslösen kann. Genauso wird er nie wirklich begreifen, welchen systemimmanenten Mikroaggressionen eine schwarze Frau ausgesetzt sein könnte. Er kann sich aber zu ihrer Verbündeten machen, zu ihrer "ally", ihre Erfahrungen ernst, zur Kenntnis und für bare Münze nehmen, unabhängig davon, ob sie persönlich nachvollziehbar sind.

Manchen Professoren wird das zu viel. Einer von ihnen ist Roger Copeland. Er ist an diesem Freitagnachmittag in den einzigen Laden in Oberlin gekommen, in dem sich tagsüber alle treffen – die Professoren, Studenten, Aktivisten –, das Slow Train Cafe, und möchte über all das reden, was ihm, wie er findet, seinen Beruf zerstört hat. Er hat ein Abfindungsangebot angenommen und wird die Universität in wenigen Wochen verlassen. Professor Copeland lehrt seit 40 Jahren in Oberlin. Er unterrichtet Theater, und so gibt er sich auch. Er trägt ein Hawaiihemd und artikuliert sich auch im normalen Gespräch, als rezitierte er Shakespeare-Verse von einer Bühne.

Copeland entspricht dem Stereotyp des engagierten linken Theater-AG-Leiters, in den Siebzigerjahren ist Copeland selbst auf die Straße gegangen, gegen Vietnam, gegen Watergate, die großen Sachen, zweimal wurde er verhaftet.

Seine Studenten hingegen kämpfen um Personalpronomen. Copeland kann das nicht verstehen. Die Studenten wollen nicht mehr als "er" oder "sie" angeredet werden, sondern mit "X" oder "they" oder ganz neuen erfundenen Personalpronomen. Aus den Begriffen "Latina" oder "Latino" für Menschen mit mittel- oder südamerikanischen Wurzeln ist in Oberlin das geschlechtsneutrale "LatinX" geworden.

Vor zwei Jahren hat Copeland zu Beginn einer Theaterprobe eine Videocutterin gefragt, ob sie es schaffe, das Material bis Ende der Woche zu schneiden. Irgendwie bekam er keine sofortige Antwort, es war hektisch. "Yes or no?", rief er in seiner exaltierten Art. "Yes or no?"

Die Studentin, laut Copeland eine amerikanisch-asiatische lesbische Frau, stürmte aus der Probe, nichts Ungewöhnliches im Theater. Später wurde Copeland zum Dekan bestellt. Er habe eine Studentin erniedrigt und eine feindliche und – da war es wieder, das Wort – "unsafe" Lernsituation geschaffen. Der Dekan reichte ihm ein Formular, das er unterschreiben sollte. Copeland weigerte sich, er nannte die Namen anderer Anwesender, die bezeugen würden, dass er die Studentin nicht beschimpft habe. Darauf komme es nicht an, beschied der Dekan. Es reiche, wenn die Studentin sich "unsafe" gefühlt habe.

Die Angelegenheit mündete in eine offizielle Untersuchung wegen sexuellen Fehlverhaltens. Copeland engagierte Anwälte, nach einem Jahr wurde das Verfahren eingestellt. Es hatte Copeland Tausende Dollar gekostet und, viel schlimmer, seinen ideologischen Kompass.

Was war hier los? Wo, wenn nicht hier, würden sich junge Menschen zu mündigen Bürgern entwickeln können, die sich auch unangenehmen Ansichten stellen?

Nach seinem Selbstverständnis war Copeland ein Linker. Einer, der sich für soziale Gerechtigkeit einsetzte, für die Rechte der Schwachen, die Freiheit und vor allem die freie Rede. Nun sind da Studenten, die ihn als alten, reaktionären Opa abtun, der nichts versteht von der Verletzbarkeit der Identitäten, der Hautfarben und Geschlechter, seien sie männlich, weiblich oder auf verschiedenen Abstufungen dazwischen, schwul, lesbisch, bi oder transsexuell, LGBTQ (Lesbian, Gay, Bi, Transgender, Queer), wie das inzwischen heißt – oder "cisgender".

Cisgender ist ein relativ neues Wort. Copeland hat es gerade erst gelernt. Und er hat gelernt, dass es als Schimpfwort gebraucht wird. Es bezeichnet ziemlich genau,

was er ist: ein weißer, heterosexueller Mann, der sich sicher ist, keine Frau sein zu wollen und noch nicht einmal wenigstens ein bisschen bi ist.

Doch Copeland ist nicht das einzige Opfer. Quer durchs Land haben teils hysterische "social justice warriors", Kämpfer für soziale Gerechtigkeit, wie sie spöttisch genannt werden, eine Spur der Verwüstung hinterlassen bei Professoren, Künstlern, Schriftstellern – und sogar DJs.

In einer College-Bar an der University of North Carolina beschwerte sich in einer Samstagnacht die Studentin Liz Hawryluk beim DJ, als dieser Robin Thickers "Blurred Lines" spielte. Der Song war der Hit des Sommers, alle Diskotheken weltweit spielten ihn, doch Hawryluk verlangte, dass der DJ den Song sofort unterbreche.

Er enthält die Zeile: "Good girl ... I know you want it". Angeblich Worte, die ein Vergewaltiger spricht.

Als der DJ sich weigerte, und die Studentin insistierte, wurde sie gebeten, die Bar zu verlassen. Hawryluk schrieb auf Facebook über ihre Erfahrung und dass die Songzeile Opfer von Vergewaltigungen "triggere", also in eine psychische Ausnahmesituation bringe, in der sie ihr Trauma neu durchlebten. Als ihr Post vielfach geteilt wurde, entschuldigte sich die Bar öffentlich und feuerte den DJ.

Die feministische Filmforscherin Laura Kipnis, Professorin an der Northwestern University bei Chicago, hat sich gegen ein Verfahren wehren müssen, nachdem sie in einem Aufsatz in einem Fachjournal vor einer gewissen Paranoia in sexuellen Fragen gewarnt hatte. Der Text richtete sich vor allem gegen ein neues Verbot der Universität, das Sex oder Beziehungen zwischen Studenten und Professoren untersagte. Außerdem trat Kipnis gegen das unter Studentinnen obsessive Gerede über Traumata und

Empfindsamkeit ein. Das sei ein Rückfall in alte Rollenmuster, die verletzbare Frau, das hilflose Opfer und der Mann als Täter.

Die hilflosen Studentinnen aber wehrten sich. Erst eine Facebook-Seite. Dann eine Demonstration, dann zeigten zwei Studentinnen Kipnis wegen eines sexuellen Vergehens an. Sie argumentierten, dass Kipnis' Essay einen "abschreckenden Effekt" habe auf Studentinnen, die einen sexuellen Übergriff anzeigen wollen. Auch Kipnis musste sich Anwälte nehmen, nach 72 Tagen Untersuchungen wurden die Vorwürfe fallen gelassen. Die Professorin hat das Verfahren später in einem Text als ein absurdes, an einen Kafka-Roman erinnerndes Theater beschrieben.

Roger Copeland hat lange nachgedacht, wo diese Verletzlichkeiten und Sensibilitäten herrühren könnten. "Die Beziehung meiner Studenten zur Welt ist kontinuierlich gefiltert, immer nur mittelbar, durch das iPhone, durch die sozialen Netzwerke, die sie abonniert haben. Die Generation hat keinen unmittelbaren Zugriff auf die Realität mehr."

Nur der Seminarraum, wo plötzlich jemand wie Copeland zu ihnen spricht, ist eine Unterbrechung ihrer gefilterten Realität. Diese Unterbrechung ruft Abwehrreaktionen hervor bei demjenigen, der gewohnt ist, nur noch ausgewählte, mit Warnungen versehene, von allen Mikroaggressionen befreite Meldungen aus einer politisch korrekten Welt zu empfangen. Der Internetaktivist Eli Pariser hat diese oft durch Computermodelle vorgenommene Informationsselektion "Filterblase" genannt.

Sozial-kulturelle Fortschrittlichkeit ist für die Studenten zum Fetisch geworden, darüber vergessen sie alles andere.

Professor Marc Blecher, der Politikwissenschaften in Oberlin lehrt, gern Marxismus unterrichtet, hatte schon einen Monat vor der Wahl bei einem Treffen –

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ebenfalls im Slow Train Cafe – gewarnt, dass die heutige Generation seiner Millennial-Studenten zwar viel von sozialem Wandel spricht, aber den entscheidenden Gedanken dabei aus den Augen verloren habe: die Klasse.

Vor lauter Hautfarbe, Geschlecht und sexueller Orientierung und den damit verbundenen Mikroaggressionen übersähen sie, was Donald Trump erkannt habe: Die meisten Menschen in den USA sind nicht unglücklich oder wütend wegen ihres Geschlechts, ihres Personalpronomens oder eines fehlenden Warnhinweises vor der Lektüre von F. Scott Fitzgeralds "Der große Gatsby" (wegen Misogynie). Sie sind wütend, weil sie ihre Miete nicht zahlen können und das Gefühl haben, dass dies keinen interessiert, während sich die liberal-progressive Öffentlichkeit darüber streitet, ob Transsexuelle nun die öffentliche Toilette ihres biologischen oder ihres gefühlten Geschlechts benutzen sollten. Müsste es anstatt um Begriffe und Identitäten nicht um Verteilungskämpfe gehen?

Das Ausweichen auf diese Themen zeige oft auch die Hilflosigkeit der Studenten. Er wolle keine Missverständnisse aufkommen lassen: "Hier studieren nicht nur verwöhnte Töchter und Söhne. Eine progressive Universität wie Oberlin legt Wert darauf, Studenten aus sozial schwachen Familien aufzunehmen. Kids von der Straße, oft Schwarze oder Latinos. Die haben die letzten fünf Jahre wie verrückt gearbeitet, und ihr Vertrauenslehrer an der Highschool hat es irgendwie geschafft, sie an einer Uni wie Oberlin unterzubringen. Sie sind die vielversprechendsten Studenten, die wir finden konnten. Und wissen Sie was? Die kommen hier an – und es ist die Hölle für sie!" Die akademischen Ansprüche seien hoch. Deshalb hätten diese Studenten dann das Gefühl, dass sie nicht dazugehören – und auf eine Art gehörten sie nicht dazu. "Natürlich nicht. Das ist Augenwischerei. In seinem Kern ist Oberlin ein höchst exklusiver Ort, der gleichzeitig versucht, offen zu sein. Was tun diese Studenten also? Sie schlagen um sich." Und suchten dafür eine Sprache, Begriffe wie "micro aggressions", "safe space" und das Konzept von Intersektionalität, das bedeutet, dass man mehrere Minderheitenidentitäten in sich vereint. "Sie entwickeln immer größeren Frust – und dann attackieren sie das Essen in der Mensa!"

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Das Interessante sei, sagt Blecher, dass das Gefühl der Studenten stimme. Doch sie leiteten ihre Wut auf die falschen Ziele. "Was sie wirklich unten hält, sind die Klassen- und Rassendynamiken in diesem Land. Doch darüber reden wir nicht."

Wenn überall Mikroaggressionen lauern und Trigger-Warnungen nötig sind, lässt sich irgendwann über vieles gar nicht mehr reden. Die Kinder der 68er haben die Freiheiten, die die Eltern erkämpft hatten, als selbstverständlich genommen und achselzuckend ausgelebt. Die Enkel der 68er wollen Teile dieser Freiheiten nun wieder zurücknehmen. Die ursprünglich höchste dieser von der linken Studentenbewegung einst erstrittenen Errungenschaften wird inzwischen paradoxerweise vor allem von den Populisten und den Rechten reklamiert: die freie Rede.

Wenn Donald Trump Mexikaner, die über die Grenze kommen, Vergewaltiger nennt, wenn er einen Witz über Frauen macht, wenn auf Veranstaltungen zu seinen Ehren Leute den Arm zum Hitlergruß heben und die Fans seines Chefberaters Steve Bannon "Seig Heil" twittern – all das fällt unter "freedom of speech".

Die Rollen wurden komplett getauscht. Während eine junge studentische linke Bewegung durch Trigger-Warnungen und "safe spaces" in Kauf nimmt, die Redefreiheit, die ihre politischen Vorfahren erkämpft haben, zu kassieren, wird diese Redefreiheit ausgerechnet von der Rechten, deren politische Vorfahren sie seinerzeit verhindern wollte, verteidigt.

Diese neue Rechte ist zum Beispiel täglich auf dem Nachrichtensender Fox News zu besichtigen. Die Freiheit der Rede bedeutet für sie die Erlaubnis zur Beleidigung. Meinungsäußerung einen Freifahrtschein für Unwahrheiten. Auch das ist das Problem dieses neuen Trump-Amerikas: Während ein Teil der Bevölkerung immer sensibler wird und "Antigone" nicht mehr lesen will, wird der andere Teil immer

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

maßloser und nennt Mexikaner Vergewaltiger und sieht in Muslimen Terroristen. Und in Donald Trump haben sie bald jemanden als Präsidenten, der sie ermutigt.

Denn, so geht ihr Narrativ, sie würden ja gern sagen, was die denken, aber die "social justice warriors", die Hüter der Political Correctness, allen voran die "liberalen Medien", lassen sie ja nicht. Auch sie fühlen sich als Opfer, jedenfalls tun sie so: Man dürfe ja nichts mehr sagen in diesem Land. Und damit fühlen sie sich wie die linken Studenten Anfang der Sechzigerjahre. Nur dass die damals wirklich nicht alles sagen konnten.

Bettina Aptheker war damals, vor 52 Jahren, eine der Anführerinnen des Free Speech Movements. In der Nacht zum 2. Oktober 1964 kletterte sie vor der Sproul Hall der Universität Berkeley bei San Francisco auf das Dach eines Polizeiwagens und hielt eine Rede. Aptheker war 20. In der Rede zitierte sie den ehemaligen Sklaven Frederick Douglass mit dem Satz "Die Macht wird nie etwas aufgeben, es sei denn, man fordert es." Das war einer der Auslöser für eine Bewegung, die sich zuerst im Westen und schließlich fast weltweit für soziale Veränderungen einsetzte, für Frauenrechte, Bürgerrechte, später für Schwulen-, noch später für Transgenderrechte, eine Bewegung, die in einer direkten Linie bis hin zu Studenten führt, wie es sie am Oberlin College gibt. Nur dass die am Ende das Gegenteil von dem erreichen, was einmal die Ursprungsidee war. Wenn man so will, haben Aptheker und ihre Mitstreiter ein Monster gezüchtet, das PC-Monster.

Doch auch Bettina Aptheker ist sich nicht mehr sicher, ob das Recht der freien Rede in diesen Zeiten jede Beleidigung aufwiegt. Sie ist immer noch an der University of California, inzwischen als Professorin für Feminist Studies. Der Kurs, den sie an diesem Vormittag Ende September hier auf dem Campus in Santa Cruz unterrichtet hat, heißt "Feminism and Social Justice". Die Begriffe, die die Studenten von heute benutzen, kommen mehr oder weniger alle aus der feministischen Terminologie.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Wenn Trump bei einer der Fernsehdebatten Hillary Clinton auf den Rücken klopft", sagt Aptheker, "dann ist das eine klassische Mikroaggression."

Ihre Eltern gehörten zu den prominentesten und schillerndsten Kommunisten der USA, verfolgt in der McCarthy-Ära. Sie selbst war in der KP. Allein dadurch, sagt sie, seien ihr die Zwänge der politischen Korrektheit vertraut. Heute ist sie 72 und lebt seit 40 Jahren mit einer Frau zusammen, aus einer Ehe davor hat sie zwei Kinder. Sie zeigt Fotos, die im Bücherregal stehen, Fotos von Familien, die fast nur aus Frauen bestehen. Auch ihre Tochter ist offen lesbisch und kommt mit ihren Kindern und ihrer Partnerin zu Weihnachten. Allein darin zeigt sich eine Veränderung, die sich vor einem halben Jahrhundert kaum jemand hätte vorstellen können.

"Wir waren jung und unerfahren damals. Jeder sollte alles sagen dürfen, egal zu welchem Preis." Über den letzten Halbsatz ist Aptheker jetzt ins Grübeln gekommen.

Für sie bestand der Preis damals zum Beispiel darin, dass ein Haufen amerikanischer Neonazis auf dem Campus in Berkeley auftauchte, in voller Montur, mit Hakenkreuzbinden, und ein Plakat hochhielt, auf dem "Burn Aptheker" stand. Aptheker schluckte, aber fand es in Ordnung, sie hielt diese Aufforderung durch die freie Meinungsäußerung für gedeckt.

Heute kommt Aptheker schon bei den Halloween-Kostümen ins Nachdenken. Die Kostüme hatten vergangenes Jahr für eine landesweite Diskussion gesorgt, als an der Universität Yale ein "Komitee für Interkulturelle Angelegenheiten" Studenten davor gewarnt hatte, sich für Verkleidungen zu entscheiden, die als Anmaßung gegenüber anderen Kulturen verstanden werden könnten: also bitte keine Turbane, keinen Federschmuck, keine Kriegsbemalung, kein schwarz gefärbtes Gesicht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Vielleicht ist an einer solchen Einschränkung der Freiheit etwas dran. Apotheker ist sich heute nicht mehr sicher, ob man es in Kauf nehmen muss, dass im Namen der Redefreiheit Schwächere beleidigt werden. Sie hat in der Feminismuslehre viel über Mikroaggressionen gelernt.

Vor einem halben Jahrhundert, als sie selbst in Berkeley demonstrierte, ging es zunächst um Wichtigeres, zum Beispiel um das Wahlrecht für Schwarze, da war für Alltägliches wie die "5000 Mikroaggressionen, denen ein Schwarzer im Süden der USA täglich ausgesetzt" war, noch kein Raum.

Aber geht es heute nicht wieder um genauso wichtige Themen?

An der Ecke Bancroft Way und Telegraph Avenue in Berkeley, jener Ecke am Südeingang der Universität, an der Apotheker auf dem Polizeiwagen stand, wartet Ismail Muhammad, 27 Jahre alt, Doktorand und Dozent. Muhammad ist Afroamerikaner, sieht gut aus, trägt dicke Nike-Basketballstiefel und ist Experte für moderne amerikanische Literatur. Muhammad ist zu gewisser Prominenz gekommen, als er inmitten der Empörung gegen Trigger-Warnungen und "safe spaces" mit ruhiger Selbstverständlichkeit darlegte, warum alles andere als eine Befürwortung dessen geschichtsvergessen, ignorant und gestrig ist. Absolute Redefreiheit sei nicht aufrechtzuerhalten, sagte er. Nicht in Zeiten der Shitstorms in sozialen Netzwerken, der Vernichtung von Existenzen im Internet, der offenen Lügen und Parallelwelten auf den News-Sendern. Das sei der eine Punkt, der andere ist: Die Bewegungen für soziale Veränderungen seit den Sechzigerjahren bis heute seien eigentlich nur eine Fortführung und Weiterentwicklung des 68er-Gedankens gewesen.

Die "social justice warriors" von heute aber stellten erstmals ernsthaft all das infrage, was über die Jahrhunderte an alltäglichen Diskriminierungen üblich war. Das sei, so Muhammad, die erste wirklich paradigmatische Veränderung seit den Sechzigern, eine neue Stufe.

Ismail Muhammad glaubt, dass die Babyboomer, die mit den Werten von 68 aufgewachsen sind, aber auch ihre Nachfolger, die Generation X etwa, diese Anliegen genauso wenig verstehen, wie Bettina Apthekers Gegner es in den Sechzigerjahren getan haben.

Dass diese Phase ausgerechnet in eine Zeit fällt, in der das Land einen Präsidenten gewählt hat, der für Rassismus und Sexismus steht, könnte der Bewegung Kraft und Legitimation verschaffen. Es könnte auch dazu führen, dass sie ihr Opferselbstverständnis hinter sich lässt. Dass sie sich, wie der Professor Marc Blecher in Oberlin ihnen vorgeschlagen hat, auf die Fragen von Klasse und Armut besinnt. Hätte man das vor 20 Jahren getan, würde Trump in ein paar Wochen wahrscheinlich nicht Präsident werden.

In Oberlin haben sie am Tag nach der Wahl ein Symposium einberufen. Der Titel: "Making Sense of the 2016 Election". Die Wahl 2016 kapieren. Ein paar Tage später forderten 2400 Studenten, Mitarbeiter und Ehemalige dazu auf, Oberlin zu einem "Sanctuary Campus" zu machen, einer Art "safe space" für illegale Immigranten, die die Trump-Regierung angeblich abschieben will.

Wieder ein paar Tage später kam heraus, dass in Oberlin auf 4575 Clinton-Wähler 412 für Trump kamen. Diese sollen nun ausfindig gemacht und zur Rede gestellt werden.